Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 10 Leipzig, den 9. März 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungs=Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Das böse Gewissen — Deutscher Glaube. Zur Germanisirung des Christentums 8 (Schluß) — Die „evangelische Bewegung“ in Oesterreich. Von einem unparteiischen Beobachter — Der Orientreisebericht des Oberhofmeisters Freiherrn von Mirbach — Neue Bücher von Hilty — Ein zu schnell vergessener Roman von Beecher=Stowe — Verschiedenes: Für die Evangelischen in Oesterreich; Karfreitag und Karneval; Rosegger über die Sozialdemokratie; Hefte zur Christlichen Welt Nr. 38 und 39; Lobe den Herrn, meine Seele; Friedensklänge; Evangelisch=Sozial; Gnade und Wahrheit; Johann Friedrich Starcks Tägliches Handbuch; Das Leipziger Tageblatt — Quittung — Nummern gesucht — Zur freundlichen Beachtung — Anzeigen

Das böse Gewissen

Der Herr sprach zu Kain: Was hast du gethan! 1. Mos. 4, 10.

Die Gesetze der Natur lassen sich Nichts in den Weg stellen. Aber auch die großen Gottesgesetze, die dem Menschen sagen, wie er sein, wie er denken und handeln muß, auch sie sind unverbrüchlich und unantastbar, auch sie werden nicht ungestraft mißachtet und verletzt. So manche untergrabne Gesundheit giebt davon Kunde, so mancher befleckte Name, so manche ruinirte Existenz, so manches wert= und inhaltlose Leben, so manches vergiftete Familienglück. Das freilich ist ein trauriger Glaube, daß alles Leid, alles Elend im Einzelnen eine Folge und Strafe der Sünde sei. Eine wahre Heilandsthat ist es von unserm Herrn, daß er dagegen so bestimmt und nachdrücklich Protest erhoben hat. Es hat weder dieser noch seine Eltern gesündigt, sagt er von dem Blindgebornen, sondern daß die Werke Gottes an ihm offenbar würden! Manchen trifft das Unglück ohne seine Schuld, vielleicht gerade deshalb, weil er treu den Weg der strengen Pflicht, den Weg seines Gottes geht. Ein Andrer geht frei aus und führt doch ein Leben, als ob es kein Gottesgebot, keine Pflicht und keine Verantwortung gäbe. Tausende werden ja irre an Gott, weil das offenbarste Unrecht sich ohne Scheu breit machen kann in der Welt, und kein Gottesgericht ereilt es und tritt ihm hemmend und wehrend in den Weg.

Aber es giebt eine Gottesstrafe für jede Sünde. Ich erinnere mich eines ergreifenden, nur allzu lebenswahren Bildes. Kain, der erste Mörder, flieht von der Stätte hinweg, wo er seinen Bruder erschlagen hat. Weit vornübergebeugt, Angst und Schrecken auf dem verzerrten Gesicht, wirren Haares, stieren Auges eilt er davon. Ueber ihm schwebt ein ernster, gewaltiger Engel, voll strafenden Zornes das Angesicht, in seiner Hand ein flammendes Schwert. Der scheucht und treibt ihn vor sich her und wird ihn nicht wieder verlassen. Ja, so muß der Maler es darstellen. Wer ist der Engel mit dem drohenden Schwert? Es ist das böse Gewissen, das qualvolle Bewußtsein der unwiderruflich begangnen schrecklichen That, der durch keine Macht der Welt wieder gut zu machenden Schuld. O ganz gewiß, ein Gottesengel ist dies böse Gewissen. Die Stimme Gottes ist es, die Kain in seinem Innern vernimmt, jene unaufhörliche, peinvolle Frage: Was hast du gethan!

Das alte schlimme Kainszeichen wird auch heute noch mancher unseligen Menschenstirne aufgedrückt. Und wo auch auf die Sünde keine äußere Strafe folgte, wäre nicht im Grunde dies böse Gewissen, diese stete Anklage, dies unerbittliche Richterwort in der eignen Brust schon Strafe genug, diese heimliche Qual, die durch Nichts zum Schweigen zu bringen ist, die keine Zeit vergessen macht, die den Tag über Arbeit und Freude verleidet und vergällt und in der Einsamkeit der Nacht so manche schreckliche Stunde hindurch den Schlaf von den Augen des Schuldbewußten verscheucht? Wie Mancher hat sich schon dem Gerichte gestellt, nur um endlich dem Richter dort drinnen genug zu thun! Wie Mancher hat schon in wildem Taumel, in wüstem Trunk sich selber ruinirt, um endlich Vergessenheit zu finden!

Wir Alle kennen die schlimme Frage: Was hast du gethan? Wir kennen sie von Jugend auf und wissen nur zu gut, wieviel sie uns zu schaffen machen kann. Ehe das arge Wort gesprochen, das Häßliche gethan ist, reizt und stachelt es uns, es muß geschehen, dann noch ein Augenblick trotziger Befriedigung, und nun kommt die quälende Unruhe. „Du treibst mich heute von dir,“ sagt Kain, „und ich muß mich verbergen vor deinem Angesicht.“ Auch wir haben das erfahren. Wenn wir gesündigt haben, dann fliehen wir vor Gott. Wir fühlen, es hat sich Etwas eingedrängt zwischen ihn und uns. Peinlich ist uns der Gedanke an ihn, peinlich überhaupt der Gedanke an Pflicht und Recht, an Wahrheit und Liebe. Was wir sonst so hoch zu rühmen wissen, wovon wir sagen, daß es uns über Alles geht, das peinigt und quält uns jetzt innerlich, das richtet und verurteilt uns. Der Gott, auf den wir hoffen, an dessen Liebe wir glauben, dessen Hilfe und Fürsorge wir vertrauen, den sehen wir jetzt nur noch in seinem herben, furchtbaren Ernst, als einen Richter, der uns zürnend von sich weist.

Es mag ja einen Zustand geben, wo die Worte Pflicht und Wahrheit keine Skrupel, keine Unruhe mehr machen, wo man mit Gott fertig ist und auch der heimliche Gedanke nicht mehr wie ein bohrender Stachel im Herzen sitzt: Wenn nun doch Einer da wäre, dem ich dermaleinst Rechenschaft ablegen müßte! Es mag einen Zustand geben, wo man sein Glück nur noch sucht in dem, was die Motten und der Rost fressen, was den Gaumen kitzelt und die Sinne reizt. Nun, auch die Unke im Teich und die Kröte im Schlamm mögen sich glücklich und behaglich fühlen. Aber wir haben doch das Recht, Gott zu danken, daß er uns als Menschen erschaffen hat. Darum sagen wir auch hier: Ein Zustand, wo das Gewissen stumm geworden oder überhaupt noch nicht aufgewacht ist, wo dessen Einsprache nicht mehr Glück und Frieden stört, ist jedenfalls der elendeste und jammervollste von allen.

Aber ich spreche zu Christen. Und zu ihnen habe ich noch nicht genug vom Gewissen geredet. Wann machen wir am zufriedensten Feierabend, wann fühlen wir uns am wohlsten bei dem letzten traulichen Stündchen im Familienkreise, wann gehen wir am frohsten und dankbarsten zur Ruhe? Wenn wir den Tag über ehrlich geschafft und Etwas vor uns gebracht, wenn wir des Tages flüchtige Stunden wacker ausgekauft haben. Wie anders, wenn uns am Abend das peinliche Bewußtsein quält, daß Stunden kostbarer Zeit verzettelt und verschleudert worden sind, daß Manches ungeschehen geblieben ist, was durchaus hätte geschehen müssen, daß wir eine Gelegenheit vorüber gelassen haben, wo wir vielleicht in aller Stille etwas Gutes hätten schaffen können. O diese verlornen Stunden, diese unerfüllten, diese vernachlässigten Pflichten, diese versäumten Werke der Liebe,

der Freundschaft, der Barmherzigkeit — sie trennen und scheiden uns mehr als alles Andre von dem Gott, der unermüdlich schafft und sorgt für die ganze große Menge seiner Kinder und Geschöpfe. Mehr und mehr wird uns die Gewissensfrage: Was hast du gethan! zu der andern: Was hast du nicht gethan! Wie konntest du aus Trägheit, aus Gleichgiltigkeit, aus Kargheit, aus feiger Menschenfurcht, aus schnöder Eigenliebe unterlassen, was Gott und deine Pflicht von dir fordert!

Wenn wir Christen sind, dann steht uns das Bild Jesu, unsers Meisters, vor der Seele: Er zeigt uns, wie wir eigentlich sein, wie wir denken und handeln, wir wir leben müßten als rechte Menschen, als Kinder unsers Gottes. Jeder Blick auf ihn weckt in uns das Gewissen, das Gefühl unsrer Unfertigkeit und Unvollkommenheit, das strafende Bewußtsein davon, wie weit wirs an uns fehlen lassen, wie fern wir innerlich Gott sind, wie fern von Recht und Wahrheit und Liebe. Aber Gott Lob, jeder Blick auf ihn giebt uns auch die Gewißheit, daß Gott trotz Alledem unser Vater ist, daß Nichts in aller Welt, auch unsre Sünde nicht, uns scheiden kann von seiner Liebe, daß er unsrer Schwachheit aufhilft und es dem Aufrichtigen gelingen läßt.

Dörries

Deutscher Glaube

Zur Germanisirung des Christentums 8

Es giebt noch eine andre Art, ungelenkes Anfangsdenken gegen die mit den höchsten Gemütsspannungen und der verwegensten geistigen Kühnheit rechnende religiöse Reflexion des Christentums auszuspielen.

Man sagt etwa: Entweder eine Sache stammt von Gott oder sie stammt von Menschen oder von Beiden so, daß Gott den Gedanken giebt und der Mensch ihn durchführt. Die Teilung der Dinge unter Gott und Mensch ist der vulgär-christliche Standpunkt, die Leugnung Gottes zu Gunsten der alleinigen Thätigkeit der Menschen der vulgär-antichristliche. Beide berufen sich auf die „Logik" und den „natürlichen Menschenverstand."

Was den „natürlichen Menschenverstand" angeht, so ist er der Niederschlag der Hauptströmungen des jeweils bisherigen Denkens, eine Verflachung und Verdünnung davon. Nun ist im bisherigen Denken durchaus die Methode herrschend gewesen, die Denk- und Vorstellungskategorien, nach denen die sinnlichen Erscheinungen geordnet und das Getriebe der Natur für den praktischen Gebrauch beleuchtet wird, auf den Gesamtumfang alles geistigen Lebens auszudehnen, alle, auch die religiös verwegensten Gedanken vor den Richterstuhl der trivialsten Logik zu zwingen. Die Vorstellungen und Anschauungen, die die Religion bildet, um sich auszusprechen und verständlich zu machen, werden dabei entweder als feststehende Realitäten mit ins Spiel gezogen oder als Phantasmen betrachtet und als solche bald mit Wehmut, bald mit Wut vom Mitbewerb um das Suchen nach Wahrheit ausgeschlossen.

In dieses mehr oder minder unterhaltende Kombinirspiel hat nun besonders auf dem Gebiete des deutschen Denkens eine ganz anders begründete Anschauung eingeschlagen, die eben ihre ersten großen Siege zu erfechten sich überall anschickt. Sie beginnt ahnungsweise schon in der tiefsinnigen Lehre des Mittelalters von der doppelten Wahrheit und hat ihren klaren Ausdruck gefunden bei Kant. Man kann seine Philosophie als den höchsten Gipfelpunkt und vorläufigen Abschluß alles deutschen Denkens ansehen. Sie enthält im Grunde nichts als die eine große Feststellung: Es giebt der Wirklichkeit gegenüber mehr als eine Betrachtungsart. Die beiden Hauptbetrachtungsweisen, die naturwissenschaftlich-logische und die sittlich-religiöse müssen bei ihrer nähern Untersuchung völlig von einander geschieden, sie müssen beide gleich ernst genommen werden. Jede von ihnen hat ihre eigne straffe Gesetzmäßigkeit, „Vernunft" — wie er es nannte — („theoretische" und „praktische"), ihre eigne „Logik," wie wir (mit einer uneigentlichen Anwendung des Wortes) gern sagen. Beide treten mit zunächst gleichem Rechte in die Konkurrenz um die Wahrheit ein, und sie müssen dabei nach dem Zweck, zu dem der Menschengeist sie gebildet hat, beurteilt

werden. Ergebnis: Eine sich ihrer Art bewußte „Wissenschaft" darf nicht mehr beanspruchen, als die Ordnung aller sinnenfälligen Dinge nach den bestimmten Kategorien: Zeit, Raum, Kausalität; während die Religion nach ethischen Kategorien letzte ewige Wahrheiten ergründet.

Es wohnt dieser neuen Anschauungsweise eine ungeheure geistige Wucht inne. Und ich glaube, daß es keine Kunst ist zu sehen, daß mindestens die nächsten Jahrhunderte menschlicher Denkthätigkeit der Auseinandersetzung mit dieser That und den in ihrem Bereich überall auftauchenden Problemen gehören werden. Kant selbst hatte ein sehr ausgeprägtes Bewußtsein von der Bedeutung der von ihm eingeleiteten Revolution des menschlichen Denkens.

Sie bedeutet aber nicht Weniger als die Erlösung des menschlichen Denkens von der Jahrtausende alten Zwangherrschaft der sogenannten logischen Vernunft. Sie bedeutet, daß der Mensch die bisher unterdrückten Kräfte seiner Persönlichkeit, soweit sie anders und mehr waren als die Fähigkeit, mit logischen Kategorien zu hantiren, alle Kräfte z. B. seines dürstenden Gemüts wieder ernst nehmen und entwickeln darf, ohne alle Augenblicke einen kalten Strahl darüber hergegossen zu fühlen, und das aus dem Pumpwerk von pedantischen Banausen. Sie bedeutet für das deutsche Denken den festen Entschluß, ein für allemal nicht eine dürre Theorie obenan zu stellen, sondern die starke, gemütskräftige, menschliche Persönlichkeit, der beide Zügel überliefert werden, und die mit dem feurigen Zwiegespanne ganz anders durch die Felder des Geistes brausen wird, als mit dem lahmen Klepper des orthodox, liberal oder materialistisch eingespannten „gesunden Menschenverstandes."

Wem der Blick für diese Dinge abgeht, den beneiden wir nicht um die blasirte Miene, mit der er im Besitz der untergehenden Denkart über unsre „Schwärmerei" spottet, „Wahnsinn" statuirt und von der Notwendigkeit nüchterner „Geistesarbeit" schwätzt, als wenn nüchterne Geistesarbeit nur da wäre, wo das Philistertum seine Stiefel flickt.

Uns ist nicht mehr irgend ein logischer Generalsatz die Wahrheit, sondern der höhere Mensch. Zu ihm suchen wir uns zu entwickeln, indem wir die unter unsre Füße gegebne Natur durch „Gesetze" ordnen und leiten, in dieser Thätigkeit unser Selbstgefühl und Selbstvertrauen genießen. Ueber uns mit anders gewandtem Blick sehen wir nur die Gottheit. Ihr unterwerfen wir uns und deshalb auch die Natur, zu ihr streben wir auf, von ihr holen wir unser Selbstvertrauen, das wir von ihr immerfort zu Gottvertrauen verklären lassen.

Ich habe nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die ganze Gedankengruppirung, die ich vorführte, spezifisch deutsch ist. Manche mögen darauf nicht acht haben und dringen deshalb lieber auf die Formel „Modernisirung das Christentums." Darüber ließe sich nun lange schreiben. Ich will das in meinem diesmaligen Zusammenhange nicht thun. Aber das will ich zugeben: Uns Deutsche selbst berührt unser besonderes deutsches Denken nicht als eigenartig deutsch. Und auch das will ich zugeben: Was ich sagte, ist so gefaßt, daß es uns Deutschen als Programm nicht eines deutschen Glaubens, sondern einer Weltreligion einleuchten könnte. Allein ich finde das sehr natürlich. Kein Mensch empfindet das ihm Besondre zunächst als eigenartig. Und ich muß sagen, daß ich meine Stellungnahme nie möchte mit der von Leuten verwechselt sehen, die das Deutsche in Deutschtümeleien, in Absonderlichkeiten sehen; schon deshalb nicht, weil diese winkelpatriotische, phrasenhafte Art deutsch zu sein, mich höchst undeutsch berührt.

Ferner erkenne ich allerdings nur solche Völker als überhaupt ernst zu nehmen an, die sich bewußt sind, daß sie Bürgerschaften der Menschheit sind, und daß sie an der Menschheit zu arbeiten haben, wie der Einzelne am Volk. Aber wie der Einzelne weiß, daß er dem Volke am besten so dient, daß er es um eine charaktervolle Individualität bereichert, so soll und muß ein ernstes und ernst zu nehmendes Volk darauf ausgehen, der Menschheit eine charaktervolle Volksindividualität zu schenken. International ist ein Verrat gerade an der Menschheit zuerst.

Und schließlich noch Eins: das persönliche Ideal, so wie es urwüchsig und thaufrisch aus dem geläuterten Selbstgefühl her-

vorgeht, hat man durchaus nicht in Form eines allgemein giltigen Ideals. Man wird sich der allgemein giltigen Züge seines Ideals erst bewußt, wenn man ihm Bahn schaffen, wenn man es Einfluß gewinnen lassen, wenn man es zur Herrschaft bringen will. Wie weit man hier das Rechte trifft, ist Sache der sittlichen Zartheit und Reinheit einerseits und der Erziehung, wie sie innerlich durch die Zeitumstände bedingt ist, andrerseits. Man nimmt also seinem persönlichen Ideal soviel von seiner persönlichen Bedingtheit als nötig ist, Andre zur Selbstschöpfung eines gleichwertigen Ideals anzureizen. Man läßt ihm aber eben um dieser selben Wirkungskräftigkeit willen soviel Erdfarbe als möglich, indem man sich nur bei der Vertretung vor Andern der Unterschiede des Wesentlichen von weniger Wesentlichem bewußt ist. Hierin liegt die eigentliche Arbeit bei der Umnationalisirung des Christentums. Vieles von dem — wohl das Meiste —, was Christus von seinem persönlichen Ideal für die von ihm beabsichtigte Wirksamkeit stehen lassen konnte, muß nicht nur entfernt, sondern ersetzt, eben umgedeutet werden. Schon Paulus mußte die ganze Rücksichtnahme Jesu auf das Gesetz streichen und andre Stücke in den Vordergrund schieben, mußte die Hellenisirung beginnen; mit wie starkem Bewußtsein, dafür ist Beweis sein Lebenskampf mit den Uraposteln und die in diesen Zusammenhang fallende Formel: „den Heiden ein Heide.“ Wie viel dringender und umfassender muß nicht für uns unter so andrer Volksart so viel spätrer Zeit, soviel weitrer Entwicklung die Pflicht der Umnationalisirung sein! Aber ganz von selbst, wenn wir in kurzer Formel das Wesentlichste der Germanisirung ausdrücken, wird Etwas herauskommen, das wir uns zugleich als propagandafähig für uns unter andern Völkern vorstellen können.

Und dies, glaube ich, ist ein vielfach noch verkannter weiterer Fehler mancher Führer der „deutschen Bewegung,“ daß sie so thun, als handle es sich um die Ausbildung einer möglichst engbegrenzten deutschen Spezialität, während doch ein gesundes Volk ganz von selbst Propaganda treiben, Einfluß gewinnen und sich selbst so geben wird, wie es hoffen kann als zur Herrschaft berufen, als überlegen von den Aufrichtigen der andern Völker anerkannt zu werden. Das nicht wollen, heißt denn doch gar zu bescheiden sein; roh zugleich und bescheiden!

Im übrigen liegt mir an dem Worte Germanisirung nicht gar so viel. Auch lasse ich denen gern ihre Ueberzeugung, die da meinen, daß ein gesundes Volk den Patriotismus nicht hervorzuheben braucht. Indessen, so gesund wir auch sein mögen, als Deutsche leiden wir noch sehr stark an unsrer undeutschen wolkenkuckucksheimelnden Vergangenheit. Darauf ist Rücksicht zu nehmen. Ferner aber — es hängt damit zusammen — wird gerade auch unter uns das Christentum in einem Grade als Gegensatz zum Volkstum mißverstanden, daß es zunächst unerläßlich scheint, erst einmal den richtigen Sinn von „Weltreligion“ festzustellen und die an sich selbstverständliche Forderung der Germanisirung des Christentums einmal ausdrücklich auszusprechen.

Und im Anschluß hieran sei mir ein kurzes persönliches Schlußwort gestattet.

Das Problem, über das ich schrieb, ist mir nicht aus irgend welchen Reflexionen erwachsen; es hat mich in wechselnden Gestalten seit meiner Kindheit beschäftigt und verfolgt und darüber hinaus. Denn ich denke, es liegt allen diesen niederdeutschen Bauerngeschlechtern im Blute, die einst meine ostelbische Heimat besiedelten —: unser herbes norddeutsches Bauernchristentum, angefahren, angerüttelt, angepredigt und für „tot“ und „unlebendig“ erklärt vom sogenannten „genuinen,“ „echten“ Christentum der Theologen — das ist das Problem! Ich finde, daß die bäuerische Auffassung vom Christentum selten genug in der Geschichte zu Worte gekommen ist. Ich meinerseits empfinde sie in Luther, Ernst Moritz Arndt und etwa noch dem schottischen Bauern Carlyle! Aber die Flut will sie uns immer wieder wegspülen. Wir müssen uns wehren. Ich denke mitunter: es ist ein vergeblicher Kampf. Was machts? Wir stehen, so lange Gott will. Die Sache ist sein.

Es ist ein armes Gewächs, für das ich eintrete, gewißlich. Aber es ist verarmt. Es ist verwahrlost unter der Verspottung unsrer Kirchenleute. Es ist verwildert unter jedem Mangel an Freundlichkeit, Pflege und Zucht, dies Kind unsrer heimischen Heide. Aber es hat weite Augen, und wunderliche Spekulationen stecken in seinem Kopf. Und das weiß ich, daß es Viele im Volke giebt, die, wenn dieses deutsche Glauben einmal sein Haupt erheben und die ihm gebührende Herrschaft antreten wird, mit mir sagen werden: Herr, nun laß Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben meinen Heiland gesehen.

Arthur Bonus

Die „evangelische Bewegung“ in Oesterreich

Von einem unparteiischen Beobachter*)

1

Seit einigen Jahren sind die Augen der Deutschen wieder mit erhöhtem Interesse auf die innern Verhältnisse Oesterreichs gerichtet. Zu den politischen und nationalen Fragen ist in letzter Zeit die soziale und die religiöse getreten. In letzterer Hinsicht hat der Kaiserstaat seine besondre Geschichte und Entwicklung gehabt. Obwohl die erdrückende Mehrzahl seiner Bewohner aus Katholiken besteht, hat sich bei den meisten Völkern des Reichs ein starker antirömischer Zug bis heute erhalten. Die Tschechen werden es nie vergessen, daß sie durch Rom ihre Selbständigkeit verloren haben. Die Ungarn bekämpfen jeden Einfluß von außen auf das leidenschaftlichste. Die Deutschen leben in mehreren Kronländern noch in starken Josephinischen Traditionen. Wenn deshalb bei den Deutsch-Oesterreichern heute der Ruf „Los von Rom“ erschallt, so ist dieser gar nicht so neu und überraschend, wie es dem fernstehenden Beobachter erscheinen möchte. Er ist echt österreichisch. Nach der Unfehlbarkeitserklärung gewann der Altkatholizismus in Nordböhmen Tausende von Anhängern; der Jungtschechenführer Sladkowsky fand mit seiner Anregung zum Uebertritt in die russische Kirche eine Zeit lang lebhafte Zustimmung; der Protestantismus hat seit Jahrzehnten einen guten Vorsprung in Uebertritten und in der Kindererziehung bei Mischehen.

Ueberhaupt wechselt der Oesterreicher seine Konfession gar leicht. Da ist nicht die Rede von Kämpfen und Zweifeln; bei gegebner Gelegenheit, aus Anlaß der Verheiratung mit einer Andersgläubigen, infolge eines Streites mit seinem Pfarrer geht er zu einer andern Religionsgemeinschaft über. Die verlierende Gemeinschaft faßt die Sache nicht zu tragisch auf; die gewinnende sieht in dem Zuwachs keinen besondern Erfolg ihres Wirkens. In Oesterreich ist man in diesen Fragen noch etwas gewissenhafter, in Ungarn sind die Uebertritte eine reine Zweckmäßigkeitssache.

Noch zahlreicher als die thatsächlichen Uebertritte sind aber die Reden vom Übertritt. Besonders der Deutsch-Oesterreicher thut Großes im Murren und Schelten, aber er ist kein Mann der That. Er ist Produkt einer jahrhundertelangen Polizeierziehung, deren Grundsatz es ist, die Leute so viel räsonniren zu lassen, wie sie wollen, wenn sie nur nicht zur That schreiten. Besser ein Ventil, das sich in Kraftausdrücken Luft macht, als in kräftigen Thaten! Was ist alles im Parlamente geredet worden, was wird in Versammlungen, in Vereinen, an Biertischen geredet und gesungen! Die Eidschwüre, die Beteuerungen, „Alle wie Ein Mann zu stehen,“ sind sofort da, vernichtende Resolutionen mit dem üblichen „Kampf bis aufs Messer“ gegen die feindliche Regierung, Drohungen, „daß die Fenster der Hof-

---

*) Die vorige Nummer war bereits gedruckt, als dieser Artikel unbestellt der Redaktion zuging. Der uns sehr zuverlässige Verfasser hat sich selbst als unparteiischen Beobachter bezeichnet, ohne damit dem Verfasser des Aufsatzes in Nr. 9, von dem er nicht wußte, das gleiche Prädikat abzusprechen. Der Verfasser lebt in Oesterreich. Wir glauben unsern Lesern und der Sache am besten zu dienen, wenn wir seiner Auffassung ebenso Raum gönnen wie den sympathischen Ausführungen D. Sulzes. Daß auch hier Sympathie im strengen Sinne des Worts die Feder führt, werden die Freunde der Bewegung trotz aller Nüchternheit des Beobachters wohl herausfühlen. Die Bewegung selbst werden wir mit herzlichstem Interesse verfolgen; wir wünschen sehnlich, daß sie dem österreichischen Volke Segen bringe, und daß die evangelischen Kirchen dort sich ihr gewachsen zeigen. R

burg zittern werden.“ Man läßt die Leute ruhig gewähren; eine Regierung mit ihren Traditionen ist älter als die jedesmalige Generation und nicht so schwach, als gemeiniglich geglaubt wird. So redet der Oesterreicher auch viel von „Evangelisch werden“; er sagts im Zorne über diese oder jene Verhältnisse in der katholischen Kirche; er sagts in liebenswürdiger Höflichkeit dem evangelischen Geistlichen, bei dessen Amtshandlung er einmal zugegen gewesen ist. Als vor etwa fünfzehn Jahren der österreichische Gustav-Adolf-Verein in Reichenberg seine Hauptversammlung hielt, war die ganze Stadt beflaggt und entzückt über ihre Gäste. Der evangelische Glaube sei doch der rechte; das sei der Glaube Luthers, der deutsche Glaube — aber evangelisch ist Keiner geworden.

2

Jetzt stehen wir einmal wieder in einer Zeit, wo der Ruf „Los von Rom“ stärker erschallt als seit langen Jahren. Die Ursache der Bewegung ist eine rein politische, das wird offen anerkannt. Man begegnet zwar der Aeußerung, die politische Bewegung müsse in religiöse Bahnen geleitet werden, aber die ursprüngliche Absicht einer politischen Demonstration läßt sich nicht verkennen. Man will das Nebenregiment des Nuntius in Wien erschüttern, man will die Fenster der bischöflichen Residenzen erschüttern machen; man will die deutschen Volksgenossen sammeln um eine neue Idee; man will einen Zufluchtsort haben gegen die Slawisirung der Kirche und die Klerikalisirung der Schule; man will — ja man will vielleicht noch viel mehr!

Dieser Zweck wird nicht erreicht werden. Politische Fragen müssen auf politischem Boden ausgefochten werden. Fänden die Uebertritte statt lediglich aus Abneigung gegen das römische Wesen und aus Sympathie für den Protestantismus, so wäre das nicht viel, aber wenigstens ein reinlicher Gedanke. Durch die Verquickung mit einer politischen Frage wird die Sache aber unrein. Sie erinnert an die deutschkatholische und freireligiöse Bewegung gegen die Mitte des Jahrhunderts, da die freisinnigen Elemente sich einen neutralen Boden schaffen wollten, um ihren Ideen leben zu können.

Die Deutschnationalen und Radikalen sind zweifellos die idealistischen Teile des deutschen Volkes in Oesterreich. Das eigne Staatswesen kann sie nicht begeistern, nach Deutschland können sie nicht immer hinüberschauen. Der Wodanskult Felix Dahnscher Herkunft hat sie eine Zeit lang angeregt, aber seine Zugkraft verloren. Daneben herrschte der Luther- und Bismarckkultus. Die ganze Leere und Verlassenheit des deutschen Volkes in Oesterreich thut sich darin kund. Ihre Kirche bietet ihnen keinen Halt, die alten Führer haben sich als untauglich, opportunistisch oder verräterisch erwiesen. So sind die beiden deutschen Männer zu ihren Helden geworden. Für Luther erschöpfen sie sich in rührender Begeisterung; seine Sinnesart hoffen sie in der evangelischen Kirche am ersten zu treffen. So ist die Bewegung aufs religiös-kirchliche Gebiet geraten.

In gewisser Hinsicht kommt die ganze evangelische Bewegung zu früh oder zu spät. Zu spät insofern, als zur Zeit der Unfehlbarkeitserklärung die religiöse Seite der Bewegung zweifellos stärker war. Die evangelischen Gemeinden in Nordböhmen waren aber damals in solchem Zustande, daß sie sich zu Krystallisationszentren für eine starke Bewegung gar nicht eigneten. Es muß damals bei Hirten und Herden traurig ausgeschaut haben. So entstand der österreichische Altkatholizismus. — Und wiederum auch zu früh. Es wird ein nicht wieder gut zu machender Schade sein, daß die Frage des Evangeliums mit einer so wichtigen, peinlichen politischen Frage verquickt worden ist. Das ist in unsrer modernen Zeit vom Uebel. Es ist ja ganz recht, wenn von hier aus und aus dem Reiche freundlich und ernst die Mahnung erschallt, man solle die Bewegung „in religiöse Bahnen leiten.“ Wie man das aber machen soll, wenn man mit Oesterreichern zu thun hat, das wird nicht gesagt und scheint Niemand zu wissen.

3

Wenn in einem Volksstamme eine evangelische Bewegung in größerm Umfange sich geltend macht, so wird man fragen, wie die ausschlaggebenden Kreise sich dazu verhalten. Daß die

Regierung Alles thun wird, schon den Keim zu töten, ist nicht verwunderlich. Wer wird denn neben der nationalen und sozialen Frage noch eine religiös-kirchliche haben wollen! Daß die evangelische Kirchenbehörde die Sache falsch angreift, ist auch nicht verwunderlich. Aber ganz andre Kreise stehen abseits: der Adel, die Geistlichkeit, die Gelehrten, die organisirte Arbeiterschaft, die Frauen. Einen christlich denkenden, die Wahrheit suchenden Adel deutscher Nation giebt es in Oesterreich kaum mehr. Die katholische Geistlichkeit geht nicht mit. Wer die größern kirchengeschichtlichen Umwälzungen kennt, weiß, daß der Geistliche stets mit seinem Volke ging. Wo das nicht der Fall ist, werden die Massen bleiben, wo sie sind. Der katholische Geistliche in Oesterreich kann übrigens gar nicht so leicht Protestant werden, selbst wenn er wollte. Der Gelehrtenstand sieht der Bewegung mit überlegnem Lächeln zu. Die organisirten Arbeiter lachen über das neueste Kunststück der nationalen Bourgeoisie. Die Frauen — wollen nicht mit. Nicht weil sie im Banne des Beichtstuhls stehen, sondern weil ihr konservativer Sinn sich nicht in die Sache finden kann. Die Bewegung steckt bei der Jugend in den Städten und in einigen bäuerlichen Bezirken. Darum wird die Uebertrittsbewegung in Oesterreich sich nur in beschränktem Maße vollziehen. Es werden einige Tausende übertreten, damit wird die Angelegenheit sich vorläufig erledigen.

Wir nehmen keinen Anstand, das ein Glück zu nennen, und zwar ein Glück für die evangelische Sache. Die Uebertritte sind gar nicht genug vorbereitet. Das öffentliche Interesse war so sehr durch politische und nationale Fragen gefangen genommen, daß die Leute zu religiösen Fragen gar keine Stellung haben nehmen können. An der Stelle, wo andre Leute ihre religiösen Gedanken und Hoffnungen haben, ist beim Deutsch-Oesterreicher ein leerer Platz. Nichts von Bekehrung, Nichts von innern Kämpfen, wenn auch nur in der bescheidensten Form, sondern Oede und Leere ist vorhanden. Die unendlich lange Erziehung durch den landläufigen Katholizismus hat die Leute ganz stumpf gemacht. Sie werden evangelisch aus einer Art Verzweiflung.

Und doch — wo sittliche und religiöse Grundanschauungeu sind, da sind sie ganz katholisch. Ueber Unterricht und Erziehung, über Staat und Kirche, über Religion und Prediger, über Wahrheit und Unwahrheit, über innerliches und äußerliches Christentum denken sie ganz katholisch, selbst wenn sie aus einer gewissen Ueberzeugung heraus evangeiisch werden.

Und unsre evangelischen Gemeinden leiden in abgestufter Weise unter demselben Uebel. Durch die vielen Mischehen, in denen Tausende von evangelischen Kindern durch katholische Mütter erzogen werden, durch das beständige Zusammentreffen mit katholischen Kreisen, durch die katholische Atmosphäre, in der sie leben und atmen, sind unsre evangelischen Gemeinden in ihren religiösen und sittlichen Anschauungen oft recht stark katholisirt. Es ist mehr sittliche Laxheit im weitesten Sinne vorhanden, als wir tragen können. Kommt nun mit einem Male der starke Zudrang ohne innerliche Bekehrung, so ist eine innere Krisis für die evangelische Kirche selbst zu befürchten. Die Gemeinden werden verflachen und obendrein zu einem Politikum werden, aus dem sie nicht wieder herauskommen. Die evangelische Kirche in Oesterreich ist zu einem Massenzuwachs nicht gerüstet!

Die evangelische Kirche ist nicht reif, und die Massen, dic hinein wollen, erst recht nicht. Wir bitten uns nicht so mißzuverstehen, als ob unser Maßstab ein zu strenger sei. Wir denken stets nur an eine ganz schlichte, aber überzeugte Frömmigkeit. Wir wären zufrieden mit einem religiös vertieften Nationalismus. Auch das ist noch nicht vorhanden. Es ist uns deshalb eine große Freude, daß ernste, beteiligte Kreise nicht mehr für den sogenannten großen Hauptschlag, für den Massenübertritt schwärmen. Es ist gut, daß an allen Orten sich die Uebertritte langsam und zunächst in geringer Zahl vollziehen. Die andern werden schon nachkommen. Erst muß das deutsche Volk in Oesterreich einen großen Erzieher haben, der Alles besser versteht, als in Büchern steht. Dann ist sicher, daß Rom auch Rom bleibt und in einigen Jahrzehnten die Frucht reif ist.

Bis dahin sind vielleicht auch die Träger der hierländischen evangelischen Kirche andre Männer geworden, stärker, stolzer, edler, reiner. Endlich aber ist zu erhoffen, daß Rom eine solche Thorheit begeht, durch die auch die slawischen Völker aufgerüttelt werden, so daß zwar jede Nation für sich marschirt, aber vereint der große Kampf ausgekämpft wird. Das wünschen wir und sind nicht zu alt, um es vielleicht noch zu erleben.

Der Orientreisebericht des Oberhofmeisters Freiherrn von Mirbach

Die Reise des Kaisers und der Kaiserin nach Palästina. Von Ernst Freiherrn von Mirbach, Kammerherrn Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen, Oberhofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin. Herausgegeben für wohlthätige Zwecke. Berlin, Mittler und Sohn; 1,40 Mk.

Wenn Jemand zu privaten Zwecken eine Reise in den Orient macht und irgend welchen Nutzen davon haben will, muß er sich zu Hause gründlich vorbereiten. Auch so wird er immer noch gegen die Anschauungen, die er sich vorher angeeignet hat, aus der Praxis Vieles neu und Vieles umzulernen haben. Der Orient ist seinem ganzen Wesen nach eine vom abendländischen Europa so vollständig verschiedne Größe, daß jeder Reisende dort im Dunkeln tappen und zu den allerschiefsten Urteilen gelangen wird, der nicht einen gewissen Fonds von geschichtlichen, insbesondre religionsgeschichtlichen und ethnographischen Kenntnissen sowie einige Einsicht in die gegenwärtige Kultur und die zur Zeit herrschenden sozialen und politischen Verhältnisse jener Welt mitbringt. Wenn eine Orientreise, wie die Kaiser Wilhelms II., zugleich eine Haupt- und Staatsaktion ist, an der ein Stück Zukunft Deutschlands hängt, so wird man doppelt erwarten, daß alle vermeidbaren, aus bloßer Unkenntnis entspringenden Fehler auch wirklich vermieden werden. Ich meine damit nicht, daß der Kaiser selber Alles wissen muß —: es wird ihm das bei der Menge der auf ihm lastenden Pflichten schwerlich erreichbar sein. Was aber verlangt werden muß, ist zum mindesten, daß kein Schritt von Bedeutung geschieht, ohne daß wirkliche Kenner der Verhältnisse vorher gehört werden. Es sind dem widersprechende Anzeichen vorhanden, die an sich geringfügig scheinen, aber sehr ernste Schlüsse nahelegen.

Niemand wird es für taktvoll halten, einem streng Reformirten ein Kruzifix zu schenken. Wenn aber der Kaiser dem Sultan unter Anderm zwei Statuen schenkt, so bedeutet das eine noch ungeeignetere Wahl. Der Islam verbietet die plastische Darstellung des menschlischen Körpers schlechterdings, und eine Statue ist für den strengen Muhammedaner an sich ein Greuel. Ursprünglich bezog sich die Verwerfung der Bilder sogar auf malerische Darstellungen; doch ist darin gegenwärtig eine starke Erweichung eingetreten. Immerhin wird man in keiner Moschee andern als rein ornamentalen Schmuck, sei es farbigen, sei es plastischen, finden, und ein orthodoxer Muhammedaner sieht eine Statue ungefähr so an, wie ein Puritaner das Ballet, ganz gleich ob es sich um eine zu kultischen Zwecken oder aus rein künstlerischer Intention hergestellte Figur handelt. Das Oberhaupt des Islam muß doch von der Unkenntnis eigentümlich berührt worden sein, die den kaiserlichen Freund ein Geschenk wählen ließ, das der Muhammedaner eigentlich als ein Gott verhaßtes Werk zerschlagen müßte, und das er höchstens in einen abgelegnen Winkel stellen konnte, damit die Augen der Gläubigen kein Aergernis daran nehmen.

Freiherr von Mirbach erzählt, als die Majestäten das Haus in Damaskus besuchten, in dem Kaiser Friedrich als Kronprinz bei seinem Besuch in der Stadt gewohnt hat, habe die Sache von Seiten des jetzigen Hausbesitzers, eines Griechen, mit einer Bitte um einen ungeheuern Bakschisch geendet. Herr von Mirbach fügt dem die Worte hinzu:

> Man merkte, daß man bei Griechen war. Derartiges wäre bei einem Muhammedaner unmöglich gewesen. (S. 101)

Gleich darnach lesen wir, ein arabischer Scheik habe der Kaiserin ein Pferd und darauf noch zwei Kamele schenken wollen.

> Am nächsten Tage empfing Ihre Majestät den Scheich. Es wurde ihm nach arabischem Brauche, über welchen wir uns hatten unterrichten lassen, mitgeteilt, daß Ihre Majestät das Pferd einen Tag besessen, gestreichelt und geliebkost habe und ihm nun wieder zum Geschenk mache. Gleichzeitig wurde ihm ein schöner Brillantring gereicht, aber er blieb traurig, daß die Kaiserin sein Pferd nicht behielt.

Ja was hat denn dieser betrübte Scheich von der Kaiserin Andres haben wollen, als einen Bakschisch? Und zwar einen, dessen Größe sich zu dem Wert der dargebrachten Geschenke möglichst so verhalten sollte, wie die Schatzkammer der germanischen Sultanin zu der des Araberhäuptlings? Eine solche Naivität in orientalischen Dingen, wie sie sich in diesen beiden Geschichten ausspricht, darf einem „Kammerherrn Seiner Majestät des Kaisers und Königs und Oberhofmeister Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin" nicht passiren. Der Scheich hat durch die Blume dasselbe gemeint, was der Grieche direkt erbat, und was die evangelischen Araberfrauen von Bethschala gleichfalls nicht undeutlich zu verstehen gaben, als sie der Kaiserin entgegensangen:

> Die große Kaiserin ist zu uns gekommen!
> lullu lullu lullu lullu!
> Sie hat einen großen Sack voll Geld mitgebracht!
> lullu lullu lullu lullu!

— wie Schneller in seinem Bericht über die Kaiserfahrt erzählt (S. 107).

Dergleichen Täuschungen über das, was die Leute im Orient von unserm Kaiser und unsrer Kaiserin erwarteten, begegnen einem in dem Mirbachschen Buche fort und fort. Es sind das aber Dinge, über die jeder halbwegs verständige Tourist hinaus ist, sobald er die erste Moschee gesehen und die ersten Erfahrungen im Verkehr mit den Leuten gemacht hat. Mithin ist der Schluß berechtigt, daß man es offenbar bei Hofe verschmäht hat, vor und während der Reise sich von wirklichen Kennern des Orients offen und sachlich über die Verhältnisse beraten zu lassen, in die man sich hineinbegab. Ich sage das wahrlich nicht aus Lust am bloßen Nörgeln oder vom Standpunkt des Kritikers, der Alles besser weiß, sondern weil ich die Besorgnis nicht unterdrücken kann, daß ähnliche, aus Unkenntnis der Dinge entspringende Fehler auch dort gemacht werden könnten, wo es sich um ernsthafte politische Fragen handelt und die Folgen schwerwiegendere sein dürften.

Herr von Mirbach schreibt zum Schluß seines Buches (S. 107):

> Das weite Reich, welches wir von Konstantinopel bis Jerusalem und Damaskus durchwandert hatten,*) welches seit mehr denn hundert Jahren als der „kranke Mann" bezeichnet wird, dessen Lebenstage untereinander eifersüchtige Erben zu zählen scheinen, trägt in seinem nüchternen, tief religiösen und bescheidnen, seiner Religion und seinem Herrscher unbedingt ergebnen Volke*) noch eine gewaltige zähe Lebenskraft in sich. Seine schwierige Verwaltung läßt allerdings viel zu wünschen, weil nicht ausreichend geeignete Kräfte vorhanden sind. Der äußere, im Altertum einst so gepriesene Reichtum des Landes, die Schätze seiner Volksseele werden weder gehoben noch gepflegt, aber in unchristlichster Weise von Christen, den Griechen und Armeniern, vielfach ausgebeutet, welche es selbst nicht gescheut haben, Unruhen und Empörungen anzuzetteln, um ihrem eignen Landesherren und seiner Regierung Verlegenheiten zu bereiten.*)

Das alles ist ein Gemenge von Gemeinplätzen, oberflächlichen und unwissenden Urteilen. Der Kaiser und sein Gefolge sind von Konstantinopel zu Schiff nach Haifa an der Küste des Golfes von Akkon gefahren. Von dort ging die Reise teils zu Wagen, teils zu Pferde nach Jerusalem. Alle weitren Touren in Palästina unterblieben bekanntlich. Von Jerusalem ging die Rückreise mit der Eisenbahn nach Jaffa, mit dem Schiff nach Beirut, von da mit der Eisenbahn nach Damaskus und zurück; von Beirut dann zu Schiff nach Hause. An Städten betrat die Reisegesellschaft also Konstantinopel, Haifa, Jaffa, Jerusalem, Beirut und Damaskus. Das nennt Herr von Mirbach eine „Durchwanderung des weiten Reiches" von Konstantinopel bis Jerusalem!

Dieses „durchwanderte Reich" trage nun eine starke Lebenskraft in sich, deren Elemente die „Nüchternheit", „tiefe Re-

*) Von uns gesperrt.

ligiosität," „Bescheidenheit," „unbedingte Ergebenheit gegen Religion und Herrscher" sein sollen, die man bei seinem „Volke" finde. Ein einheitliches „Volk" giebt es aber in der Türkei überhaupt nicht. Abgesehen von den christlichen Unterthanen des Reichs stehen sich zwei verschiedenartige Gruppen der Bevölkerung nichts weniger als freundlich gegenüber: der türkisch und der arabisch redende Teil. Auch diese bilden unter sich keine Massen von innerlich gleicher Struktur; vielmehr besteht die Bevölkerung von Anatolien aus dem fortgepflanzten Produkt des seit der Seldschukenzeit in der Sprache allmählich türkisirten und verschieden stark mit wirklichem osmanischem Blute versetzten Nationenkonglomerats, das hier durch die Herren der Halbinsel von den Assyrern und Lydern bis auf die Byzantiner geschaffen worden war. Südlich ungefähr von der Linie Iskenderun-Mosul haben die Araber und das Arabische dieselbe Wirkung geübt, wie im Norden das Türkische und die Osmanen, nur daß es sich nicht, wie dort, um gänzlich fremdartige, sondern um stammesverwandte Einflüsse und Mischungen gehandelt hat. Ueberdies giebt es als drittes sehr selbständiges Element des „Volkes" noch die Kurden.

Zwischen Türken und Arabern besteht ein deutlicher Gegensatz, je weiter in der sozialen Schichtung nach oben, desto schroffer und bewußter. Die arabisch redenden Syrer halten sich für etwas viel Besseres als den Türken, der ihnen als ein unangenehmer Mensch, als Vertreter einer zwar herrschenden, aber im Grunde sehr inferioren Rasse erscheint. Wenn also Herr von Mirbach vom Boden Palästinas und Syriens aus, vollends aber in dem ganz antitürkischen Damaskus, zu einem besondern Lobliede auf die Kraft gelangt, die das türkische Reich aus der Loyalität „seines Volkes" ziehe, so hat er sich arg blenden lassen durch offizielle Veranstaltungen und kommandirte Volksmassen. Es bedarf wahrlich keiner besondern Studien dazu, um zu wissen, was für militärische Anstrengungen der Pforte selbst die elementarste Aufrechterhaltung der Reichsautorität in Syrien gegen Drusen und Beduinen kostet. Die starken Wurzeln wirklicher Kraft, über die die Türkei noch verfügt, liegen nur in Anatolien, der eigentlichen Halbinsel westlich der Linie, die von den cilicischen Tauruspässen nach Trapezunt geht; außerhalb dieses Gebietes kann von organischer Verwachsung der unterworfnen Länder und Völker mit der Türkenherrschaft nicht die Rede sein. Der Rest der europäischen Besitzungen, Syrien, Armenien, Kurdistan, die untern und mittlern Euphratländer und die afrikanischen Gebiete, vor allem aber die im engern Sinne arabischen Provinzen hängen weitaus zum größten Teil nur äußerlich mit dem Reiche zusammen; nach einem etwaigen Rückzuge der türkischen Beamten und des Militärs aus diesen Ländern würden diese Glieder wie von selber sich vom Staatskörper loslösen.

Nicht mehr Wert hat die Rolle, die im Reisebericht des Herrn von Mirbach die an unzähligen Stellen seiner Darstellung wiederkehrende, stets rühmend hervorgehobne „Bescheidenheit" des Volkes spielt. „Nüchtern, tief religiös, bescheiden, seiner Religion und seinem Herrscher unbedingt ergeben" — das sind die vier Kategorien des Vortrefflichen in der vermeintlichen türkischen Gesamtnation. Was ist denn mit dieser Bescheidenheit gemeint, die mitten inne zwischen Religiosität, Nüchternheit und Herrschertreue zu stehn kommt? Soll damit lobend hervorgehoben werden, daß die Leute nicht hinter dem Kaiser wie hinter den gewöhnlichen Touristen hergelaufen sind, in allen Tonarten um Bakschisch bettelnd? Das wäre ihnen übel bekommen. Oder versteht Herr von Mirbach unter dieser gerühmten Bescheidenheit die unbedingte, stumme und unterwürfige Devotion, die der Orientale gewöhnlichen Schlages unter allen Umständen dem Mächtigen darbringt, der Gewalt über ihn hat? Sollte es vollends die Meinung sein, hier einer in besonderm Maße staatserhaltenden Eigentümlichkeit der Unterthanen des Padischah zu begegnen? Ich möchte die Gedanken hier nicht weiter ausspinnen, die sich unschwer an diese Frage knüpfen ließen; Herr von Mirbach erzählt ja auch seinerseits ohne weitere Nutzanwendung, daß „die unbarmherzigen Hiebe" der begleitenden Polizisten auf dem Bazar in Damaskus, wo die „seither entgegengetretene, vornehme, muhammedanische Zurückhaltung und Bescheidenheit" nicht mehr in demselben Maße gefunden wurde, meist „mit Resignation und still" aufgenommen worden sind (S. 99).

Warum ich das alles so ausführlich und rücksichtslos besprochen habe? Weil es not thut, zu zeigen, wie ungenügend und oberflächlich die Kenntnisse und Anschauungen über orientalische Dinge gerade in den höchsten Kreisen sind, wo man das besondre Recht in Anspruch nimmt, aus „politischen" Erwägungen „höherer" Einsicht über Proteste im Namen des Christentums gegen manche häßlichen Züge unsrer Orientpolitik achtlos hinwegzugehen und unter Umständen noch über das „sentimentale Gerede" von Leuten zu schelten, die den Orient, die Armenier u. s. w. „überhaupt nicht kennen."

Griechen und besonders Armenier beuten nach Herrn von Mirbach den natürlichen Reichtum des Landes und die „Schätze der Volksseele" aus; dann aber gehen diese Menschen noch hin und „zetteln Unruhen und Empörungen an, um ihrem eigenen Landesherrn und seiner Regierung Verlegenheiten zu bereiten." Das ist die Kenntnis, die in der unmittelbarsten Umgebung des Kaisers über die armenischen Massakres besteht! Was mag wohl der Kammerherr und was mögen Kaiser und Kaiserin von der Wirklichkeit über Armenien wissen? Ob wohl Herr von Mirbach, als er seine Schlußworte schrieb, an den Artikel 61 der Berliner Kongreßakte dachte, unter dem auch die Unterschrift Deutschlands steht? Er lautet:

Die Hohe Pforte verpflichtet sich, ohne Zeitverlust alle Ameliorationen und Reformen einzuführen, welche die lokalen Bedürfnisse in den von Armeniern bewohnten Provinzen erfordern, und ihre Sicherheit gegen Tscherkessen und Kurden zu garantiren. Sie wird in bestimmten Zeiträumen den Mächten Kenntnis von den zu diesem Zweck getroffnen Maßregeln geben und diese werden deren Ausführung überwachen.

Seitdem hat die türkische Regierung statt aller Reformen und aller garantirten Sicherheit eine Viertelmillion Armenier zum größern Teil abschlachten, zum kleinern verhungern und verjagen lassen, und der deutsche kaiserliche Kammerherr entrüstet sich heute über die „unchristlichen" Armenier! Ist das Politik oder ist es Unwissenheit? Wie mögen überhaupt wohl unter Umständen selbst kaiserliche Informationen zu stande kommen?

In den Bergen des östlichen Taurus war ich einmal einen Tag lang mit dort ansässigen Armeniern zusammen, die mir Gastfreundschaft über Nacht gewährt hatten. Wir sprachen von allen möglichen Dingen, nur über ihre eignen Leiden schwiegen die Leute, obwohl ringsum im Lande die geplünderten und verwüsteten Dörfer lagen und die Kurden noch fortgesetzt Gewaltthaten ausübten. Da, beim Abreiten, als die Pferde bereits gesattelt wurden, ließ mir der Aelteste durch den Dolmetscher sagen, sie hätten zwar Vieles auf dem Herzen, aber die Regierung habe kürzlich einen Revers von ihnen erpreßt, daß sie mit ihrer Lage vollkommen zufrieden, dem Padischah und seinen Dienern für alle Güte dankbar seien und sich keine Verbesserung wünschten — da fürchteten sie sich, etwas Gegenteiliges zu sagen. Vielleicht hat man dem Kaiser auch solche Reverse in Konstantinopel gezeigt. Tags zuvor waren wir an einem eben von Kurden überfallenen armenischen Kloster auf eine Stunde Entfernung vorbeigeritten; die Dorfleute in der Nachbarschaft wollten davon erzählen, aber meine türkische Eskorte scheuchte sie fort, ehe ich erfuhr, worum es sich handelte.

Noch Mancherlei an dem Mirbachschen Buch und überhaupt an der kaiserlichen Orientreise fordert zu kritischen Bemerkungen heraus. So hat unser Kaiser sich in Damaskus als den Freund der dreihundert Millionen Muhammedaner bezeichnet. Es giebt aber bei weitem nicht so viele Bekenner des Islam. Es kommen nach Brockhaus auf

Rußland	10,6	Millionen
die Türkei	17,7	„
die übrigen Balkanländer .	1,4	„
Buchara und Chiwa . .	3,2	„
Iran	13	„
das unabhängige Arabien	2	„
Britisch-Indien	57	„
China	4	„
Niederländisch-Indien . .	14	„
Afrika	46	„
Zusammen rund	175	Millionen

Diese Zahlen sind wahrscheinlich zu niedrig für China, möglicherweise auch für das niederländische Indien. Eher zu hoch als zu niedrig ist die Ziffer für Afrika, wenn man die enormen Menschenverluste bei den Kriegen des Mahdi in Rechnung zieht. Immerhin sind 200 Millionen die höchste überhaupt denkbare Zahl, auch wenn man die chinesische Provinz Jünnan für überwiegend muhammedanisch (was sie schwerlich ist) ansieht und wenn man die Bevölkerungsdichte des muhammedanischen Sudan-Afrika auf 30 Prozent höher anschlägt, als ratsam ist. Man wird es dem Kaiser nicht hoch anrechnen können, wenn er sich in der Anzahl der Muhammedaner selbst um hundert Millionen irrt: aber die Frage entsteht doch, wer an Stelle Sachverständiger die Information des Kaisers über solche Dinge vor oder während der Reise besorgt hat?

Den quälenden Gedanken wird man bei der Lektüre des Mirbachschen Reiseberichts nicht los: Was schreibt bloß der Kammerherr auf seine Gefahr, und was ist von all diesen Ideen auch zur Grundlage kaiserlicher Anschauungen geworden?

Paul Rohrbach

Neue Bücher von Hilty

Ueber Neurasthenie. 116 S. Broschirt 1,60 Mk. — Ueber die Höflichkeit. Deutsch und französisch. Gebunden 132 S. 2 Mk. — De senectute (französisch; die deutsche Ausgabe erscheint später). 61 S. Broschirt 1 Mk. — Erwähnt, nicht besprochen sei noch: Die orientalische Frage. 71 S. Broschirt 1,20 Mk. Alles 1898 erschienen im Verlag von K. J. Wyß, Bern.

Allen ältern Lesern dieses Blattes ist Hilty ein Bekannter, vielen ein Freund. Nicht weniger als sechs Mitarbeiter, worunter Professoren wie Weiß und Drews, haben seine Bücher eines hohen und höchsten Lobes gewürdigt. Es ist ja zweifellos, daß die von Hilty besprochnen Gegenstände, mehr noch die Art ihrer Behandlung, vielen Suchenden das helle Licht, vielen Fragenden die rechte Antwort gegeben haben. Aber doch kann ich mir Andre denken — und ich kenne sie —, die sich beengt fühlten durch die Entschiedenheit, mit denen hier oft in den allerschwierigsten Fragen das letzte Wort gesprochen ist, ja die sich auflehnten — ich scheue das Wort nicht — gegen eine Autorität, die als letzte Instanz auf kein Warum mehr hört. Es sei uns gestattet, auch diesen charakteristischen Zug der Schriftstellerei Hiltys in der folgenden Besprechung mitzuverfolgen.

Einige persönliche Bemerkungen über den Verfasser sind vielleicht nicht unerwünscht. Ueber seine akademische Stellung — er ist seit 1873 Professor für Staats- und Völkerrecht in Bern — und seine Beziehung zu den Studenten wüßte ich nicht viel zu erzählen. Auch im Parlament tritt er nicht oft hervor, und an dem Streit der Parteien beteiligt er sich nur, wo es sich um Lebensfragen handelt. Geachtet ist er als fruchtbarer Schriftsteller,*) wenn auch seine Ansichten im Volk und der Regierung gegenwärtig nur von einer Minderheit vertreten sind; neuerdings hat seine Arbeit über den „gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Rechts in der Schweiz,“ die in dem vorzüglichen großen Sammelwerk „Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert“ erschien, im ganzen Lande Beachtung und vielseitige Zustimmung gefunden. Für den Leserkreis der Christlichen Welt kommt freilich mehr die reiche Vortragsthätigkeit Hiltys in Betracht, aus der sowohl die beiden Bände vom „Glück“ als auch die zwei kleinen Bücher erwachsen sind, denen wir uns nunmehr im Einzelnen zuwenden.

1

Was einen medizinischen Laien von der Gedankenrichtung Hiltys veranlaßt, über Neurasthene sich zu äußern, läßt sich im voraus erraten. Er will dem Gedanken entgegentreten, daß die Nervenkrankheiten als vorwiegend physischer Art behandelt und als solche widerstandslos ertragen oder vererbt werden; er sucht vielmehr die Ursachen der Krankheit und ihr Heilmittel

*) Seit elf Jahren giebt er das „Politische Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft“ heraus, in dem die „Neurasthenie“ zuerst erschien.

vorwiegend; ja fast ausschließlich auf geistigem Gebiet.*) Die Entwicklung und Verteidigung dieses Standpunktes hat natürlich eine Auseinandersetzung mit der medizinischen Wissenschaft sowie der modernen Philosophie, Kunst und Litteratur zur Folge. Sie wird in drei Kapiteln geliefert; das erste behandelt den Thatbestand und die Ursachen der Neurasthenie, das zweite die großen, geistigen, das dritte die kleinen, körperlichen Heilmittel dagegen.

Als erster Einwand gegen die Ueberwindung der Neurasthenie durch geistige und körperliche Erziehung wird von medizinischer Seite die Erblichkeit geltend gemacht. Ueber sie sagt Hilty ein wenig leichthin (S. 40): „Alles das ist aufhebbar durch geistige Erziehung und Lebensart,“ freilich, um bald darauf (S. 66) zu gestehn: „Die einzige wirkliche Garantie für ein gesundes Nervensystem ist eine gesunde Naturanlage.“ Mag ein erblicher Neurastheniker auch alle die von Hilty genannten, sehr nützlichen und empfehlenswerten Gegenmittel anwenden — er wird darum noch lange nicht geheilt sein. Man hat vielleicht die Rolle der Erblichkeit eine Zeit lang in den Kreisen der Mediziner überschätzt und sie in einer gewissen Litteratur**) tendenziös in den Dienst des Fatalismus gestellt; sie bleibt darum nicht weniger eine furchtbar ernste Thatsache und macht gerade aus der Neurasthenie in erster Linie ein Problem der ärztlichen Wissenschaft. Hier ist freilich ein Punkt, in dem Hilty selbst ein wenig „nervös“ scheint. Er sieht sich nämlich zu einer Polemik gegen die Naturwissenschaft veranlaßt, die in Wahrheit nur auf vereinzelte Forscher zutrifft. Oder behauptet etwa auch nur die Hälfte unsrer Naturforscher, „die Ablösung der mechanistischen durch die energetische Weltanschauung“ „erkläre“ die Kraft? Man wird der Wissenschaft nicht verbieten können, in so schwierigen Fragen auch auf den Triumph einer Hypothese ein wenig stolz sein zu dürfen. Mag überdies die Sucht nach fremdsprachlichen Neologismen in der wissenschaftlichen Forschung zu beanstanden sein, sie ist doch eine harmlose Kinderkrankheit und einer ernsthaften Polemik nicht wert. Die Naturwissenschaft wird mit der Zeit so gut auf den Dogmatismus verzichten lernen müssen wie die Philosophie. Auch für diese hat Hilty manches harte Wort. Mit welchem Zorn er Schopenhauer und Nietzsche begegnet, braucht kaum angedeutet zu werden; ein Versuch, Letzterm wenigstens in seinen ethischen Analysen oder seinem psychologischen Tiefblick gerecht zu werden, unterbleibt. Auch auf Carlyle, wie überhaupt den seit der Renaissance typischen Kraft- und Heldenmenschen fällt konsequenterweise, und doch gewiß zum Erstaunen manches Lesers ein Schatten. Aus der Besprechung von Professor Weiß ist Hiltys Vorliebe für den Stoizismus bekannt. Für die Beurteilung der Philosophie verwendet er überhaupt nur ethische und utilitaristische Maßstäbe; sie muß „gesund und brauchbar“ sein, „über alle menschlichen Pflichten und Lebensaufgaben belehren“ und dem Menschen „innere Erhebung und Stärkung“ verschaffen. Man sieht nicht, was eine so verstandne Philosophie noch von der Religion unterscheidet.***) — Vollends die moderne Litteratur hat an Hilty einen unerbittlichen Gegner. Kann er auch ihrem intimen Reiz sich nicht ganz entziehen, so sieht er doch schon hierin eine Gefahr für die Nerven, und gewiß nicht ohne Grund. Freilich giebt es Tiefblicke in das dunkle Reich menschlichen Seelenlebens, die nicht teuer genug erkauft werden können. Liegt hier nicht die Bedeutung eines Ibsen, Dostojewsky oder Bourget? Von der Notwendigkeit des Leidens ist ja auch Hilty in gewissem Sinne überzeugt.

Soweit ließen sich etwa einige prinzipielle Bedenken geltend machen. Die ausdrückliche Zustimmung zu vielen beachtenswerten Einzelheiten des Buches erscheint umso überflüssiger, als die

*) Bornemanns Aufsatz über „Die Heilung der Nervosität“ in Nummer 39 des vorigen Jahrgangs hatte eine ähnliche Tendenz.

**) Ibsens „Gespenster“ scheinen freilich weit weniger eine Neuauflage der Schicksalstragödie als vielmehr eine Bußpredigt gegen die Unsittlichkeit und mehr noch eine Polemik gegen die Aufrechthaltung der Ehe unter bestimmten Verhältnissen zu sein.

***) Charakteristisch ist seine Verteidigung der „Gebetsheilung.“ Wie er sie versteht, muß jeder religiös unbefangne Psychiater sie anerkennen; das spezifisch Wunderbare und vielen Gläubigen so Wertvolle, das allein den Namen „Gebetsheilung“ verdient, fehlt bei Hilty freilich.

Eigenart des Verfassers unsern Lesern schon früher beredt und fast erschöpfend dargestellt wurde, sollte sie ihnen auch noch nicht aus den beiden Bänden des „Glückes“ unmittelbar bekannt sein.

2

Die zweite Schrift des Verfassers schlägt einen leichtern Ton an. Daß ein „grober Schweizer“ über die Höflichkeit schreibt, mag Manchen verwunderlich dünken; die kleine ethische Monographie beweist jedoch, daß sie im Lande der Freiheit theoretisch wenigstens recht gut bekannt ist. Hilty faßt den Begriff der Höflichkeit sehr weit, er versteht darunter jede Andern schuldige Rücksicht. Hübsch, aber nicht eben gründlich sucht der erste kleine Abschnitt des Büchleins nach ihrer grundsätzlichen Entstehung und der Gemütsstimmung, die sie symbolisirt. Er neigt dabei zu einer Wahrung des Scheins auch bei fehlendem Gehalt, die sich mit guten Gründen verteidigen läßt. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt freilich in ihrem praktischen Teil, der von der größten Mannichfaltigkeit ist. Hier findet der lernbegierige Leser eine Fülle von Hinweisen und Anregungen: Grobheit und Zorn, Eleganz und Sauberkeit, Pünktlichkeit, Witz, Schmeichelei und Eigennutz werden hier erwähnt und mit einigen Zeilen der Kritik bedacht. Die „besondern Regeln“ des dritten Teils haben noch direktern Bezug auf unser tägliches Leben, und einzelne von ihnen greifen geradezu erschreckend tief mit strenger Kritik in so manche Lebensgewohnheiten ein. Hier werden wir über Besuche und Gesellschaften, Grußformen und Briefwechsel,*) Trinkgelder und Betteln belehrt. Dabei läuft natürlich manche Trivialität mit unter und — was schlimmer ist — recht viel Willkür. Ich denke mir zum Beispiel einen jener jungen Kaufleute, für die diese Abhandlung als Vortrag ursprünglich bestimmt war, und der hier zum erstenmal über gesellschaftliche Pflichten belehrt wird. Ich habe Mitleid mit ihm und begreife es, wenn ihm bald der Angstschweiß ausbricht. Er ist ein Raucher, aber in Gegenwart von Damen, auch auf deren Aufforderung, darf er nicht rauchen (S. 90). Er hat enge Handschuhe an und hat Hunger; aber um sich der herumgereichten Erfrischungen zu bedienen, darf er nicht die Handschuhe ausziehen (S. 88). Er ist ein Redner und hat eine trockne Kehle; aber er darf kein Glas Wasser neben sich haben und es benutzen (S. 106). Er ist ein armer Wicht und hat vor Losen einen grimmen Schrecken; aber Lotteriebillets, die in Gesellschaften angeboten werden, muß man annehmen. Man sieht, des Guten läßt sich bei diesem kategorischen Verfahren leicht zuviel thun. Aber nicht um billigen Spottes willen werden hier einige Lesefrüchte zum besten gegeben, sie sollen vielmehr zeigen, welche Rolle das nicht zu verallgemeinernde Gefühl des Einzelnen in der Festsetzung solcher Regeln spielt, und wie selten eine verstandesgemäße Begründung möglich ist. Warum ist zum Beispiel das Ansprechen des Nachbarn in der Post obligatorisch, im Bahnwagen fakultativ? Warum gestattet die Unsauberkeit einer Dame Schlüsse auf ihren Charakter, die eines Herrn nicht? Warum dürfen in der Stadt Damen nicht Rad fahren (die armen London girls!), Herren nicht rauchen, wohl aber außerhalb? Warum darf ich meine Adresse nicht auf Visitenkarten drucken lassen und keinen Brief auf der vierten Seite anfangen? Das thäten nur Geschäftsleute? Von ihnen habe ichs nicht gelernt, was geht das mich an?

Die Beispiele ließen sich noch eine gute Weile so fortsetzen, aber die angeführten genügen. Man redet heute so viel von Individualismus und beklagt seine Uebergriffe. Wäre es nicht recht empfehlenswert, ihm gerade auf dem Gebiet dessen, was man „Sitte“ nennt, ein wenig zur Herrschaft zu verhelfen? Dem Takt des Einzelnen, der augenblicklichen Situation muß unbedingt hier mehr Spielraum gelassen werden. Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nie erfassen. Man tötet einfach jeden Versuch subjektiver Begründung, den der Einzelne für sein etwa abweichendes Verhalten anzustellen versucht ist, durch solche Regeln, die oft des Eifers und Respekts, den der lernbegierige Deutsche ihnen entgegenbringt, wahrhaftig nicht wert sind. Das ist ja eben der wunde Punkt, auf den vor Jahren schon Professor Reischle in der Zeitschrift für Theologie und Kirche den Finger gelegt hat. Es fehlt an einer wissenschaftlichen Begründung der Sitte, die das Warum so manchen, uns unverständlich gewordnen Herkommens wieder lebendig zu machen sucht. Ohne die Einsicht in dieses Warum sich einer Unzahl von keineswegs selbstverständlichen Gebräuchen unbedenklich zu fügen und Andre dazu anzuleiten, verrät das Vorhandensein einer guten Dosis von Abhängigkeits- und Autoritätsbedürfnis, das sich mit der Selbstachtung und Selbstbestimmung des Einzelnen schwer verträgt. Diese sehr notwendige, wissenschaftliche Untersuchung würde auch zum Wohle der Allgemeinheit mit so mancher Sitte aufräumen, deren Warum und deren Daseinsberechtigung für die Gegenwart sich nicht mehr erweisen ließe.

Es thut wohl, nach diesem rigorosen Sittenkodex des dritten Teils, zu dem man als Titelvignette ein kleines Prokrustesbett hätte zeichnen können, die feinen Beziehungen der Höflichkeit zur Freundschaft und den Uebergang jener in diese mit Wärme und Geschmack dargestellt zu finden.

*) Die vom Verfasser empfohlne Sitte, Madame auf französischen Adressen doppelt zu schreiben, ist doch seit mindestens zehn Jahren ganz verschwunden.

3

Ueber die dritte Schrift des Verfassers, auch äußerlich die am wenigsten umfangreiche, mögen einige Worte genügen. „Vom Alter“ zu reden hat Hilty, obwohl erst ein Sechziger, nach seiner reichen Erfahrung gewiß ein Recht. Ausgehend von der gewöhnlichen Anschauung, im Alter ein Uebel zu sehen, spürt der Verfasser den Gründen dieser Meinung nach und unternimmt den Beweis des Gegenteils. Nur der Egoismus, der sich zurückgesetzt fühlt, nur die Vergnügungssucht und die Beschäftigungslosigkeit können das Alter schmähen. Ein Grund nebenbei, warum Staatsmänner selten ein heiteres Alter genießen. Als eine Zeit des Ausblicks, nicht des Rückblicks, als die oberste Schulklasse des Lebens soll das Alter eine Periode stiller Arbeit, weiser Besinnung und leidenschaftsloser Einsicht in die Lehren und Aufgaben des Lebens sein. Nicht die Abnahme der Kräfte, sondern das Schwinden der Liebesfähigkeit machen es traurig; körperliche Beschwerden erträgt es leichter als jede andre Lebensperiode. Die Hoffnung auf eine andre Welt, wie sie Carlyle in jener berühmten Rektoratsrede aussprach, ist auch die Stärke gerade des Alters.

Nur eine überzeugte christliche Weltanschauung kann diese versöhnliche Stellung zum Alter einnehmen. Freilich sind damit die Bedenken, die man sonst anführen mag, noch nicht aus der Welt geschafft. Man hat den Eindruck, als ob Hilty unter „Alter“ etwa die Zeit vom fünfzigsten Lebensjahre an verstehe, während das so natürliche Grauen vor dem Verfall der Kräfte, das Hilty im Ernst doch nicht wegleugnen kann, vor der Abstumpfung der geistigen Fähigkeiten und vor der wachsenden Hilflosigkeit viel später eintritt, wenn das geforderte geistige und sittliche Verhalten einfach zur Unmöglichkeit wird. Wie dem auch sei: es bleibt verdienstlich, wenn das Alter einen so beredten und überzeugten Anwalt findet.

Zusammenfassend sei noch die Bemerkung gestattet, daß der Verfasser, einem schon früher geäußerten Wunsche entgegen, nicht versucht hat, die langen und zahlreichen Anmerkungen im Text zu verarbeiten. Außerdem stören abgesehen von Schreibfehlern wie Dreyfuß manche Fremdwörter (equilibrirt, Fakultäten u. s. w.), während die Bern so nahe französische Sprachgrenze auf die unverständlich werdende Schwerfälligkeit des Satzbaues leider keinen Einfluß aufweist; doch das sind Aeußerlichkeiten. Es bleibt dabei, daß Hilty auch durch diese drei kleinen Bücher einen größern Kreis — positiv oder negativ — anzuregen versteht, und daß man, so viel er auch schreiben mag, den Eindruck behält, hier rede ein ernster Mann ernst über ernste Dinge.

Platzhoff

Ein zu schnell vergessener Roman

von Beecher-Stowe

Ein vergessener? Sollte er nicht dem Teile des deutschen Publikums, auf den er allein berechnet sein konnte, schon

bei dem Erscheinen der ersten und einzigen Uebertragung ins Deutsche im Jahre 1860 allzuwenig bekannt geworden sein? Ich fürchte, man kann sie an den Fingern herzählen, die sich heute auf Des Predigers Brautwerbung noch besinnen können. In einem unbekannten Landstädtchen Sachsens hat sie durch ein längst aufgelöstes Verlagskontor ohne Namen einst das Licht der Welt erblickt, und zwar innerhalb einer nach deutschem Universalismus schmeckenden, nun längst durch mancherlei spätere ähnliche belletristische Unternehmungen verdrängten „Europäischen Bibliothek der neuen belletristischen Literatur“ Deutschlands und des Auslandes, als Bändchen 1087 ff. Wie Wenige mögen in solcher Umgebung dieser Erscheinung Beachtung geschenkt haben. Trug sie doch einen damals mehr wie heute, bei uns mehr als jenseits des Atlantischen Ozeans übelklingenden „Pfaffen“-Titel! Und die Mitarbeiter damaliger kirchlicher und christlicher Litteraturblätter suchten solch Geisteskind schwerlich in jener Umgebung.

Noch ein nicht unwesentliches Moment hat zur Unbekanntschaft beigetragen. Die den Weltruf der Verfasserin begründende „Onkel Toms Hütte,“ zuerst 1852 erschienen, verdankte ihren fast beispiellosen Erfolg jener damals noch frischen Bewegung zur Unterdrückung des Sklavenhandels und ihren drastischen, fast über die Grenze des Aesthetischen gehenden Schilderungen aus eigner Anschauung. Das vier Jahre später folgende „Dred“ aus derselben Feder und dieselbe Tendenz verfolgend fand zwar um des in aller Munde lebenden Namens der Verfasserin willen noch gute erste Aufnahme, auch in der Tauchnitz-Ausgabe der britischen Autoren, doch nur eine sehr bescheidne deutsche Uebersetzung in kläglichster Gestalt; und in der That konnte es durch seinen polemischen Inhalt nur enttäuschen und als dichterischer Mißgriff betrachtet werden. Woher sollte nach diesem Vorgang bei der Leserwelt ein gutes Vorurteil entstehn für ein beim ersten Blättern wiederum die Sklaverei berührendes, doch genauer angesehen ganz andre Aufgaben sich stellendes und auf überraschender Höhenlage befindliches Werk derselben Hand, nach drei und vier spätern Jahren? Dred hat The Ministers Wooing bei uns nie zu ihrem Recht kommen lassen. Hier liegt die sehr wohl begreifliche Hauptursache ihres mißlichen Schicksals in Deutschland. Den Lesern englischer Zunge blieb ihr Wert nicht so verborgen. In London erschien noch im Jahre 1894 eine stattliche Ausgabe in einer Auflage von 50000.

Zur Sache selbst fürs erste die Bemerkung: „Des Predigers Brautwerbung“ ist nichts weniger als das, was wir heute unter einer Pastorengeschichte zu verstehn gewöhnt sind. Doch setzt das Buch religiös gestimmte, sinnig ernste Leser voraus. In seinen ersichtlich durchweg auf geschichtlichen Grundlagen fußenden Zeitschilderungen aus dem religiös-ethischen Leben des alten Neuengland haben wir ein ausgereiftes meisterhaftes Bild des Ringens der Geister und Gemüter in den höchsten Regionen des innern Lebens vor uns, die, weil allezeit im Grunde dieselben, fort und fort ihren Widerschein auch in unser deutsches Geistesleben werfen, umsomehr, als die Verfasserin sich in dieser Beziehung jetzt als eine Frau von hoher allgemeiner Geistesbildung erweist. Doch konnte allein in einem so in sich abgeschlossenen und doch allezeit strebsamen Volksleben, wie es das alte puritanische mit seiner rücksichtslos energischen Erziehung und persönlichen Frömmigkeit, mit seinem durchschlagendem Wahrheitssinn und Pflichtgefühl war, ohne die Milderungen unsrer kirchlichen Institutionen, jener Kampf sich derartig zuspitzen, aber auch zu solcher versöhnenden Lösung den praktischen Weg finden. Wohin die persönlichen Konsequenzen eines ehrwürdigen theologischen Determinismus führen, welches Entsetzen die Furchtreligion zeitigen kann, darüber kann man nichts Erschütternderes lesen, wie hier, und zwar ohne amerikanische Uebertreibungen. Auf der andern Seite werden wir über Gottes und des Heilandes triumphirende Liebe, die größer sind als unser zaghaftes Herz, geschweige als der scharfsinnigste Verstand, zu einer Erhebung geführt, der unsre innerste Seele entgegenjauchzt.

Wiederum möchte man sagen, nur ein so zart und tief und voll entwickeltes gesundes Frauengemüt ist imstande, die Intuitionskraft des Weibes und ihre Empfindungswelt in Sachen der bräutlichen Liebe in solcher Lebendigkeit, Reinheit und Tiefe zum Ausdruck zu bringen, und dies ohne daß die Schattenseite nicht weniger weiblicher Schriftsteller unser Wohlgefallen beeinträchtigt. Was sind das für lebenswahre mannichfaltige Gestalten, Männer wie Frauen, nach der Natur, zum Teil nach Urkunden gezeichnet, die uns da gefesselt halten! Wohl sind die Helden ideale Persönlichkeiten, doch wir sind solchen Zügen in Fleisch und Blut begegnet, und wir sehen nichts lieber, als ähnliche Erscheinungen in unsrer Umgebung sich entwickeln.

Das feine Gerank echt poetischer, wie von selbst sich ergebender Naturschilderungen hält sich stets im Dienst des höhern Zwecks und bestätigt den dichterischen Beruf der Zeichnerin. Ein kostbarer Humor der Nebenfiguren durchflicht ganz ungesucht den Ernst, ohne unsre Stimmung nach entgegengesetzten Polen zu zerren, und eine Behaglichkeit drapirt viele Szenen, die sich zum modernen Aufputz altdeutscher Salons verhält wie unsre Kindererinnerungen zu einer Nachahmung alter Zeit ohne den darin waltenden Geist.

Nur ein Aber hat das Buch: die Uebersetzung ist völlig vergriffen. Ein einziges Exemplar befindet sich in meiner Verwandtschaft, das mich neuerdings in kranken Tagen, wie einst in der Jugendzeit erbaut und erquickt hat. Als ich seine Vergriffenheit erfuhr, hat es Monate antiquarischer Findigkeit bedurft, in einer Veronensischen Leihbibliothek noch ein käufliches Exemplar aufzutreiben, das meiner Muße als Unterlage für die sehr erforderliche Verbesserung zu etwaiger Neuausgabe gedient hat. Möge sich nun ein Verleger finden, der es für uns Deutsche erst auf den Leuchter stellen hilft! Sein Licht wird dann von selber leuchten, das hat mir die Aufnahme bei einer Rundreise unsers Familienschatzes verbürgt. Bis dahin werden Manche zu der englischen Ausgabe des genannten deutschen Verlags greifen.*)

P Pieper

Verschiedenes

Für die Evangelischen in Oesterreich. Man mag über den Wert und die Nachhaltigkeit der evangelischen Bewegung unter den Deutschen in Oesterreich denken, wie man will, so haben wir jedenfalls die Pflicht, alles, was evangelisch ist und evangelisch werden will, zu stärken. Dazu bedarf es der Mittel. Wir bitten unsre Freunde, nach Kräften mitzuhelfen, und sind bereit „für die Evangelischen in Oesterreich“ Gaben anzunehmen. R

Karfreitag und Karneval. Dem Reichstage hat die Reichsregierung ein Gesetz zugehen lassen, das den Karfreitag auch in den katholischen Landesteilen, die bisher den Karfreitag noch nicht ehrten, zum gesetzlich geschützten Feiertag erheben wird. Die Katholiken arbeiten in allen Organen, Presse, Bischöfen, Zentrum, gegen diese von evangelischer Seite längst begehrte Besserung. Sie seufzen, es gehe ihren Leuten dann ein Arbeitstag verloren! Das Evangelische Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen weiß da einen vortrefflichen Ausweg: die Katholiken feiern mit uns am Karfreitag und arbeiten dafür an einem der drei Karnevalstage. Die Wahl: Karneval oder Karfreitag, sollte der römischen K i r c h e doch nicht schwer werden! Übrigens mehren sich die Fälle, wo am Rhein evangelische Gemeinden Karnevalsgrößen oder Karnevalswirte in Kirchenzucht nehmen. Wo die evangelische Kirche eine Macht im öffentlichen Leben ist, ist das heilsam und recht. R

Rosegger über die Sozialdemokratie. Eine wahre Erquickung ist uns der offne Brief, den der Dichter Rosegger an den Herausgeber der Deutschen Revue gerichtet hat (Märzheft). Er sticht golden ab gegen das Draufgängertum, mit dem man heute bei uns die Sozialdemokratie zu überwinden meint, während das zu bekämpfende Uebel dadurch geradezu groß gezogen wird. Und er stärkt allen denen Herz und Gewissen, die im harten Widerstreit der Klassen sich ein billiges und gerechtes Urteil zu wahren versuchen. Allerdings redet Rosegger von der österreichischen Sozialdemokratie. Die politischen Verhältnisse bringen es mit sich, daß die Partei dort um andre Dinge kämpft als bei uns — um Güter, die das Deutsche Reich zum Teil wenigstens den Arbeitern längst nicht mehr vorenthält. Auch hat es die Partei in Oesterreich leicht, „die klügste und taktvollste Partei“ zu sein, was man ihr bei uns wahrlich nicht nachsagen kann: denn die klügste ist bei uns das Zentrum — und die taktvollste? Wer will das sagen. Nun, Rosegger schreibt über „die Sozialdemokraten in den Ostalpen,“ und er sagt dabei beherzigenswerte Worte. Nur wenige können wir hier wiedergeben:

„ . . . Wir sehen in ihnen nicht fremde, feindliche, umstürzlerische Massen, sondern arbeitende Menschen, die eben auch ihr Geschick ver-

*) Vergleiche über das Werk auch „Briefe und Tagebücher von H. Beecher-Stowe,“ deutsch Gotha, Perthes, 1892, S. 224 ff.

bessern wollen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Das thut in seiner Art ja jeder frisch aufstrebende Stand, und je benachteilter und bildungsloser er bisher gewesen, je weniger wählerisch wird er in seinen Mitteln sein können. Wir sehen in den Arbeitern unsrer Industriebezirke Blut von unserm Blut. . . .

„Unter diesen Eindrücken habe ich keine besondre Furcht vor der Sozialdemokratie, nehme sie aber ernst! Sie ist eine natürliche Folge der Ursachen, sie ist ein notwendiges Glied in der sozialen Entwicklung. Lieber wäre es mir freilich, wenn dieses unter Umständen gefährliche Glied in der sozialen Entwicklung nicht notwendig geworden wäre. . . .

„Drei Mittel wüßte ich zu ihrer Bekämpfung. . . . Das erste Mittel: Einschränkung der Industrie, Ausdehnung der Landwirtschaft, Ablegung der gottverfluchten Großmannssucht und Rückkehr zu einer anspruchsloseren, natürlichern Lebensweise. Wird nicht angenommen — — —

„Das zweite Mittel: Vollste Freizügigkeit der radikalsten Sozialdemokraten zur Verwirklichung ihrer Ideale. Nach wenigen Jahren würden sie bekehrt sein. Wird abgelehnt — — —

„Das dritte Mittel: Man komme den gerechten Ansprüchen der Arbeiter entgegen, gebe ihnen die politischen Rechte des Bürgers, Gelegenheit und Mittel sich sittlich und geistig zu bilden, und erkenne sie an als im gesellschaftlichen Leben gleichwertig und gleichgeachtet wie alle übrigen Staatsbürger, die etwas leisten. Dieses dritte Mittel zur Beseitigung der sozialdemokratischen Gefahr dürfte sich als ausführbar empfehlen."

Eine solche Gesinnung gegenüber der Sozialdemokratie wüßten wir gern unter unsern Lesern heimisch. Mag im politischen Kampf, wie wir ihn haben, gelegentlich eine andre Sprache notwendig sein, so liegt Alles daran, daß eine starke Schicht der bürgerlichen Gesellschaft die Ruhe und Gerechtigkeit zu dieser Haltung bewahre. R

Hefte zur Christlichen Welt Nr. 38 und 39 werden, wie wir überzeugt sind, unter unsern Lesern viele Freunde finden. Nr. 38: Die Theologie als Wissenschaft von Lic. Ernst Rolffs, Pastor in Stade (32 S. 60 Pfge. Freiburg, Mohr) behandelt eine ewig junge, immer wieder in neuer Form gestellte Frage unter besondrer Berücksichtigung des Bernoullischen Lösungsversuchs. Nr. 39: Die Schöpfungsgeschichte, der Sündenfall und der Turmbau zu Babel, in drei im akademischen Gottesdienst zu Halle gehaltenen Predigten behandelt von D. Friedrich Loofs, Professor der Theologie in Halle (42 S. 75 Pfge. Ebenda). Predigten, in dieser Sammlung veröffentlicht, werden einen über die nächste Absicht der Erbauung hinausliegenden Zweck haben. Ich meine, es muß auf allen Seiten Anerkennung finden, wenn ein Universitätsprofessor sich um das Problem praktisch mit bemüht, wie jene alttestamentlichen Stücke heute von dem evangelischen Prediger auf seiner Kanzel zu verwerten sind. R

Lobe den Herrn, meine Seele! Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Westdeutschen Jünglingsbundes von K. Krummacher. Elberfeld, Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes, 1898. Zweite Auflage. Broschirt 1 Mk., gebunden 1,50 Mk.

Die schlicht und volkstümlich geschriebne Festschrift giebt einen genauen Ueberblick über Entstehung, Zweck, Organisation und Thätigkeit des 422 Vereine und 32000 Mitglieder umfassenden Bundes. Gute Bilder und kurze Biographien machen den Leser mit den Gründern und Leitern bekannt. Auch eine größere Zahl städtischer und ländlicher Vereinshäuser wird uns vorgeführt. Dankenswert ist eine sorgfältige statistische Uebersicht der einzelnen Kreisverbindungen, vor allem aber eine eingehende Darstellung alles dessen, was in den Vereinen geboten, gefordert und geleistet wird. Weitere Aufschlüsse werden gegeben über die Beziehungen des Bundes zu verwandten Vereinen, über Soldatenheime, Vereinsfeste und Vereinsschriften. Mögen alle Vereinsleiter die Schrift sorgfältig beachten, damit das geistige Leben in den Vereinen auch thatsächlich so frisch und vielseitig werde, wie es hier geschildert wird! Robert Warner

Friedensklänge. Vierzehn neue Lieder für gemischten Chor von H. Helbing. Elberfeld, Verlag des Westdeutschen Jünglingsbundes 1898. 40 Pfge.

Der Verfasser, einer der jetzigen Agenten des Westdeutschen Jünglingsbundes, hat Recht, wenn er von diesen Liedern bescheiden sagt, es sei keine Kunst in ihnen. Der Text, zum Teil aus weiblichen Seelen geflossen, erinnert stark an Zinzendorfsche und Tersteegensche Vorbilder, die Melodien tragen in ihrer Weichheit und Süßlichkeit den modernen Charakter der englischen Hallelujalieder. Die Sammlung eignet sich daher auch eher für Jungfrauen als Jünglinge. Sentimentalität und Unnatur sind die schlimmsten Feinde unsrer Jünglingsvereine. R W

Evangelisch-Sozial. Lyrisches und Dramatisches für festliche Stunden von Paul Haag. Karlsruhe, Evangelischer Schriftenverein. 24 S. 20 Pfge.

Gelegenheitsgedichte, die zunächst den Festlichkeiten oder andern Zwecken des Evangelischen Arbeitervereins, des Evangelisch-sozialen Kongresses und der Nationalsozialen gedient haben, sind hier gesammelt und von Pfarrer Kayser in Frankfurt a. M. mit einem Geleitwort versehen. Der Geist eines männlichen Gottvertrauens, eines freudigen und hoffenden, wenn schon nicht immer nur optimistischen Christentums ist es denn auch, der die Sammlung durchweht. Wohl finden sich manche poetische Härten darin, aber wer etwa eins dieser Lieder bei dem Anlaß singen gehört hat, für den es ursprünglich bestimmt war — wie ich das nach der Reichstagswahl von 1898 gedichtete —, der weiß, wie sie der besondern Stimmung entsprechen, und wie wirkungsvoll sie in ähnlicher Lage sind. Die Zahl würdiger evangelisch-sozialer Lieder ist noch nicht allzu groß. Die Sammlung kommt daher für alle Vereinigungen evangelisch-sozialen Charakters einem wirklichen Bedürfnis entgegen; möge sie weite Verbreitung in ihnen finden! Stephan

Gnade und Wahrheit. Von L. Reeg, Pfarrer in Offenbach. Heilbronn (inzwischen Stuttgart), Kielmann, 1898. 0,30 Mk., in Partien 0,25.

Konfirmanden und Konfirmirten dargeboten, ist es eine Mitgabe für das Leben, die sich von der landläufigen Konfirmationslitteratur nach Geist und Form bedeutsam unterscheidet. Keine Theologie, sondern Religion; keine erbaulichen Reden über das Heil in Christo, sondern ein lebendiges Zeugnis tiefer christlicher Erfahrung; keine Ratschläge für das Leben, sondern der Geist des Lebens; den Unmündigen eine stärkende Kost, den Suchenden ein Wegführer, dem Zweifel ein Schild der That; keine Menschenfündlein, sondern Gottes Gnade und Wahrheit in Christo — wenn dies die rechten Grundsätze für ein Konfirmandenbüchlein sind, so hat der Verfasser auf wenig Raum (45 Seiten) in lebenswarmer Sprache die Aufgabe glücklich und erfreulich gelöst. Man lasse sich das geschmackvoll broschirte Büchlein kommen. Noack

Johann Friedrich Starcks Tägliches Handbuch. Erste Neubearbeitung mit Predigten von Dr. Rudolph Krone, evangelischem Pfarrer. Freiburg und Leipzig, Paul Wantzel. Gebunden 3 Mk., in reicherer Ausstattung 3,50 Mk.

Das aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, also aus der Blütezeit des alten Pietismus stammende Tägliche Handbuch (Gebetbuch) des Frankfurter Pfarrers Johann Friedrich Starck,*) weithin unter dem Namen „Das Starckenbuch" bekannt, ist wohl unter den populären Andacht- und Gebetbüchern das verbreitetste; es ist oftmals unverändert nachgedruckt worden und findet sich noch heute in zahlreichen Häusern besonders der süd- und westdeutschen evangelischen Landbevölkerung. Das Hauptverdienst des Buches, das ihm diese ungewöhnlich lange währende Gunst erhalten hat, liegt wohl darin, daß seine Gebete mit der christlichen Wärme und Innigkeit, die den Pietismus auszeichnen, eine Kraft und Schlichtheit der Sprache verbinden, die es über die meisten religiösen Schriften jener Zeit weit hinausheben. Zum erstenmal ist nun in der hier vorliegenden Ausgabe der Versuch gemacht, das „Starckenbuch" einigermaßen zu modernisiren, es den heutigen Bedürfnissen, der heutigen Ausdrucksweise besser anzupassen, ohne ihm seinen ursprünglichen Charakter und Wert zu nehmen. Der Herausgeber hat hierbei gewiß in der Hauptsache das Richtige getroffen, indem er die schönen kraftvollen Gebete möglichst unverändert wiedergiebt, während er die mehr reflektirenden Betrachtungen, die Starck unter dem Namen „Aufmunterungen" den Gebeten voranschickt, und deren Gedankengang und Sprache unserm Geschlecht vielfach wunderlich erscheinen, wegläßt. Diese Unterscheidung hat ihren guten innern Grund: In der religiösen Betrachtung macht die geistige Atmosphäre des Zeitalters, seine gesamte Anschauungs- und Ausdrucksweise, sich vorwiegend bemerkbar, während die Stimme des im Gebet zu Gott sich wendenden Menschenherzens wenigstens innerhalb der evangelischen Christenheit zu allen Zeiten wesentlich dieselbe sein wird. Ebenso ist es zu billigen, daß der Herausgeber einen großen Teil der den Gebeten folgenden Liederverse, die vielfach die unpoetische Geschmacklosigkeit ihrer Epoche zeigten, durch wertvollere ersetzt hat. Nicht überall glücklich erscheint uns die Auswahl der Predigten, die der Herausgeber an den Sonn- und Festtagen eingeschoben hat. Zwar war er gewiß genötigt darauf zu achten, daß die Predigten in Ton und Inhalt zu Starck paßten; doch sollten wir denken, es wäre auch unter Festhaltung dieses Gesichtspunktes möglich gewesen, solche zu finden, die für die heutige Gemeinde sich mehr eignen würden als z. B. die für den Himmelfahrtstag eingeschaltete Predigt August Hermann Franckes. Eine zweckmäßig veränderte Anordnung erleichtert den regelmäßigen Gebrauch, und der beibehaltne große Druck macht das Buch auch für Alte und Kranke verwendbar. Im ganzen wird unzweifelhaft die verdienstvolle neue Bearbeitung dazu helfen, dem altehrwürdigen Werk, das seine Lebenskraft im Wechsel der Zeiten bewährt hat, neue Freunde und Leser zu gewinnen. Ob auch in den Kreisen der Christlichen Welt? Das wird zum Teil davon abhängen, wie viele unter uns fähig sind, die Laute echter Frömmigkeit auch in der Sprache einer vergangnen Zeit zu vernehmen und eine innere Gemeinschaft mit ihr zu fühlen. Aber auch die, die für sich selber den Gebrauch eines modernen Andachtsbuches vorziehen, werden von dem vorliegenden Werke mit Interesse Kenntnis nehmen, schon wegen der Bedeutung, die es für weite Schichten unsers Volks seit langer Zeit gehabt hat und voraussichtlich in neuer Gestalt auch künftig bewahren wird.

Friedrich v. Oertzen

Das Leipziger Tageblatt, das gelegentlich so fein für Religion und Sitte einzutreten weiß, giebt den Christen zu Leipzig folgende Anleitung zu einer gesegneten Bußtagsfeier:

„Stadttheater in Halle a. S. Vielseitig geäußerten Wünschen zu entsprechen, hat sich die Direktion veranlaßt gesehen, für Mittwoch den 1. März (sächsischer Bußtag) die glänzend ausgestattete Operette »Die Geisha« oder »Eine japanische Theehausgeschichte« anzusetzen. Die Vorstellung beginnt um 7¼ Uhr und ist 10¼ Uhr beendet, sodaß zur Rückfahrt nach Leipzig der um 11 Uhr 5 Minuten von Halle abgehende Schnellzug bequem erreicht werden kann. Billetbestellungen per Postkarte werden pünklich effektuirt."

*) Vgl. über ihn Jahrgang 1897, Nr. 33. 34. 36. D H

Quittung

Für Armenien: 41,10 Mk. aus der Gemeinde Landeshut in Schlesien, zweite Rate; 8 gesammelt von Dr. B, Magdeburg; 5,10 aus der Gemeinde Kiebitzreihe in Holstein; 5 von Fr. G, Ravensburg.

Für das notwendige Liebeswerk: 2 Mk. von Sch, Liebenwerda. Herzlichen Dank! D H

Nummern gesucht

Die ersten Nummern dieses Jahrgangs sind durch unerwartet viele Nachbestellungen am Ausgehen. Wir bitten dringend, irgend entbehrliche Exemplare von Nr. 1—6, auch ungebrauchte Probe- und Werbeexemplare Leipzig, Querstr. 21, einzusenden. Besonders ist Nr. 2 erwünscht.

Verlag der Christlichen Welt

Zur freundlichen Beachtung

Die drei nächsten Nummern (11, 12 und 13) werden als Probenummern in stärkerer Auflage gedruckt werden. Wir bitten schon heute unsre Leser und Freunde, zur Werbung neuer Abonnenten Exemplare in beliebiger Anzahl zu bestellen oder uns Adressen mitzuteilen, an die welche verschickt werden sollen. Für die kräftige Unterstützung, die wir in diesem Quartal erfahren haben, danken wir herzlich. Wir haben umso mehr Ursache, dafür dankbar zu sein, als wir trotz Uebernahme des Verlags am 1. Januar d. J. nur eine sehr geteilte Kraft unserm Blatte zuwenden konnten. Unsre Uebersiedlung nach Marburg findet um den 20. April statt.

Redaktion und Verlag der Christlichen Welt

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Chronik der Christlichen Welt

9. Jahrgang. Vierteljährlich 1.50 Mk. Postnummer 1600

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Nr. 10. Römische Kirche: Die Verurteilung der Schriften vom Professor Schell; Religiöse Verhältnisse in Porto Rico — Verschiedenes: Aus Mecklenburg-Schwerin; Der Zionismus in Amerika — Vermischte Nachrichten — Personalien

In einem **Leipziger Pfarrhause** finden zu Ostern 1 oder 2 Pensionäre (Schüler) Aufnahme. — Auskunft erteilt und Anerbietungen **vermittelt** Pfarrer D. Buchwald, Leipzig.

Ein gesundes 16jähriges Mädchen, Lehrerswaise in Frankfurt a. M., welches höhere Töchterschule besucht hat, sucht Unterkommen in größerem Pfarrhaus, um sich noch fortzubilden, vielleicht mit gleichaltriger Tochter und dafür im Haushalt oder bei Kindern zu helfen. Näheres durch Pfarrer **Rade**.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Hervorragende Konfirmationsgeschenke!

Herzens-Worte. Eine **Mitgabe auf den Lebensweg.** Deutschlands Töchtern gewidmet von **Julie Burow** (Frau Pfannenschmidt). **Illustrierte Prachtausgabe** mit 4 Heliogravuren nach Zeichnung von A. und F. Weinert. 224 S. 8° in Prachtband m. Kopfgoldschnitt M. 2.75. **Billige Geschenkausgabe** ohne Illustrationen. Eleg. Ausstattg. 224 S. 8° in geschmackvollem Lndb. M. 1.75.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes **Wilhelm von Kügelgen.** **Billige Geschenkausgabe.** 512 S. 8°. Eleg. Ausstattung. Preis geheftet M. 2.—; gebd. in Leinwandbd. M. 2.50.

Verlag von Richard Wöpke, Berlin W. 8, Mauerstr. 26.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

An die deutschen Hausfrauen!

Die armen Thüringer Weber bitten um Arbeit!

Thüringer Weber-Verein zu Gotha.

Geben Sie den in ihrem Kampfe ums Dasein schwer ringenden armen

„Webern"

wenigstens während des Winters Beschäftigung.

Wir offeriren:

Handtücher, grob und fein.
Wischtücher in diversen Dessins.
Küchentücher in diversen Dessins.
Staubtücher in diversen Dessins.
Taschentücher, leinene.
Scheuertücher.
Servietten in allen Preislagen.
Tischtücher am Stück u. abgepaßt.
Rein Leinen zu Hemden u. s. w.
Rein Leinen zu Betttüchern und Bettwäsche.
Halbleinen z. Hemden u. Bettwäsche.
Bettzeug, weiß und bunt.
Bettbarchent, rot und gestreift.
Drell, gute Ware.
Halbwollenen Stoff zu Frauenkleidern.
Altthüringische Tischdecken mit Sprüchen.
Altthüringische Tischdecken mit der Wartburg.
Fertige Kanten-Unterröcke M. 2 pro Stück.

Alles **mit der Hand** gewebt, wir liefern nur **gute** und **dauerhafte** Waare. Hunderte von Zeugnissen bestätigen dies.

Muster und Preis-Courante stehen gern **gratis** zu Diensten.

Kaufmann **C. F. Grübel,**
Landtags-Abgeordneter, **Vorsitzender.**

Pensionat Dietz, Biebrich a. Rhein für Töchter besserer Stände. Ausbildung in wissenschaftlicher wie wirtschaftlicher Beziehung.

Bezüglich der Anstalt, welche unter Leitung von Fräulein Franziska Dietz, Tochter des † Herrn Kirchenrat Dietz steht, sind Herr Pfarrer Dr. Gerbert und Herr Pfarrer Genth zu Biebrich gern zu jeder Auskunft erbötig.

Allerh. Auszeichnungen: Orden, Staatsmedaillen etc.
EMMER
Pianinos 450 Mk. an, Flügel 10jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
Die Herren Leser haben Ausnahmepreise.

Für Volksbibliotheken
vorzüglich geeignet sind die allseitig warm empfohlenen Schriften aus dem Verlage von
Alexander Köhler
in **Dresden 9.** Ausführl. Verzeichnisse mit Beurteilungen unberechnet postfrei.

Für jeden Konfirmanden
1 Exempl. 30 Pfg. bei 50 - je 20 -
Weckstimen
feine Bändchen 5 Mk. 1.20.
Wahre Erzählungen, Lebensbilder, Reiseschilderungen etc. von ersten Schriftstellern. - Reich illustriert - M. HOLLAND, STUTTGART.
eine grosse Freude u. von bleibendem Segen.

Kunst-Anstalt für Kirchenschmuck
von **Dr. C. Ernst**, Berlin W., Kronenstr. 24.
Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Taufsteine, Kirchenfenster, Altargemälde etc.), **Paramente** (Altar- und Kanzelbekleidungen, Bahrtücher, Kirchenteppiche etc.) stilvoll und gediegen zu mässigen Preisen. **Hostien** das Tausend Mk. 1.50. — **Ornate.**
Reichhaltiges Musterlager zur gefälligen Besichtigung.
— Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos. —

Aelteste deutsche Schaumwein-Kellerei. Gegründet 1826.

Kessler Cabinet
feinster Sect.

G. C. Kessler & Co., Kgl. Hoflieferanten. Esslingen.

Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung in Tübingen.

Für die Konfirmation empfehle ich:

Geistliche Lieder

für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte

gesammelt von

K. C. Eberhard Ehmann.

Zweite Auflage.

Geb. M. 4.50.

Die Blüten der geistlichen Dichtkunst werden hier der christlichen Familie gewidmet. Die Lieder können auch ohne Worte gespielt werden und werden für häusliche Feiern und Stunden stiller Sammlung sehr willkommen sein.

Neu erschien soeben:

Christus im modernen Geistesleben.

Christliche Einführung in die Geisteswelt der Gegenwart.

Der gebildeten evangelischen Jugend und ihren Freunden

dargeboten von

Lic. theol. E. Pfennigsdorf.

Broschirt **3,50 Mk.**, elegant gebunden **4,50 Mk.**

Der reiche, **weltumspannende** Inhalt gliedert sich in 7 Abschnitte: I. die Religion, II. Christus und die Gelehrten, III. Christus und die Künstler, IV. Christus, die guten Menschen und die Uebermenschen, V. das Christentum als weltgeschichtliche Macht, VI. der evangelische Glaube, VII. Was darf ich hoffen?

Teil I—V sind auch als Einzelbroschüren erschienen.

Das Buch enthält auch eine Fülle von Stoff und Anregung für Ansprachen, Aufsätze und die Predigt. Eine sehr geeignete Lektüre für **konfirmirte** Jünglinge und Jungfrauen mit höherer Schulbildung.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen wie auch direkt portofrei durch die Verlagshandlung:

Buchhandlung des evang. Vereinshauses in Dessau.

Verlag von
Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Zur Konfirmation.
Soeben erscheint:

Die Auferstehung des Herrn und seine Erscheinungen

von **G. Burkhardt,**
Missionsdirektor a. D. in Herrnhut.
Preis Mk. 2,80; gebunden Mk. 3,60.

Der Verfasser wollte kein Gelehrtenwerk schaffen, sondern — freilich unter wissenschaftlichen Gründen und Erörterungen — zeigen, **daß die Berichte der Evangelisten sich sehr wohl zu einem psychologisch und geschichtlich unanfechtbaren Gesamtbilde vereinigen lassen.** Er will dem Bibelleser damit **in seinen Nöten und Bedrängnissen zur Klarheit helfen,** dem er dabei soviel Unbefangenheit zutraut, verstehen und würdigen zu können, daß **Gott seine Offenbarung durch Vermittlung schwacher und sündiger Menschen uns hat zu teil werden lassen.**

Neu!

Konzert-Trompete

gesetzlich geschützt unter Nr. 49987.

Vorzügliches Instrument für Nichtmusiker zum Blasen aller erdenklich. Melodien, Lieder, Signale, Märsche, Tänze geeignet u. aus best. Messing konstruirt. **Keine Notenkenntnis erforderlich und ohne Unterricht sofort von Jedermann zu blasen. Voller Klang schon bei ganz geringem Blasen.** Für Erwachsene u. Kinder gleich amüsant.

Preis mit 4 Ventilen	M. 4.50
" " 8 "	" 6.—
" " 12 "	" 9.—

(fein vernickelt per Stück 50 Pfg. mehr) inkl. Liederbuch. Die Preise sind so niedrig gestellt, damit Jedermann einen Versuch machen kann, der unzweifelhaft zur Verbreitung und Nachbestellung führen wird.

Versand gegen Nachnahme von

Carl Schürmann
Musikwerke
Haspe in Westfalen.

Kaulbach-Album.

Weltberühmte Wandgemälde (6 Hauptbilder) in meisterhaften kleinen Stichen mit erläut. Text vereinigt zu einem eleg. gebund.

Eins der würdigsten Prachtwerke M.20.— für Konfirmation, Hochzeit etc. geeignet.

Einzelne Stiche kl. Formats M. 3, gr. Formats M. 36 (weiss) u. M. 45 (chine).

Alexander Duncker. Verlag. Berlin W. 35.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Für die Konfirmation empfehle ich:

Friede in Gott.

Von

R. Wimmer.

Geb. M. 4.50.

Einzelausgabe des **zweiten Bandes** der „Gesammelten Schriften“ von R. Wimmer. Geb. in einem Band M. 8.50, in zwei Bänden M. 10.—.

Die früher erschienenen Schriften

Inneres Leben.
Vierte Auflage. Cart. M. 1.45.

Liebe und Wahrheit.
Betrachtungen über einige Fragen des sittlichen und religiösen Lebens. Cart. M. 1.45,

welche in „**Friede in Gott**“ aufgenommen sind, können auch noch einzeln bezogen werden.

Aus den Schriften Wimmers spricht eine gewaltige religiöse Kraft, ein tiefes christliches Gemüt. Man kann sie jedem Christen in die Hand geben, sie sind aber besonders geeignet, den Konfirmanden als Führer und Berater mit auf den Lebensweg gegeben zu werden.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Leipzig, Querstr. 21. — Druck von Carl Marquart in Leipzig